

# Verschollen in Tradom

*Der Landesherr von Pombar -  
unter Piraten und Valentern*

**Uwe Anton**

**Die Hauptpersonen des Romans:**

**Ikanema Two** - Der Landesherr von Pombar berichtet von seinem wechselvollen Leben.

**Perry Rhodan** - Der Terraner wartet auf die Rückkehr seiner Kundschafter.

**Ascarde** - Die Rishkanische Kara muss sich mit ihrem Gelübde auseinander setzen.

**Inckaz** - Die Kommandantin des Piratenschiffes zeichnet sich durch Brutalität aus.

*Prolog: Jankar  
21. November 1311 NGZ*

Das Fauchen der Thermokanonen war so laut, dass der Galornenanzug Rhodan automatisch vor den Schallwellen abschirmte.

Der Terranische Resident kniff die Augen zusammen, konnte die Strahlen aber nicht sehen. Die Bordwaffen der LEIF ERIKSSON bündelten nicht das Licht des sichtbaren Teils des Spektrums, sondern die für das menschliche Auge unsichtbaren Infrarotwellen. Die ultraheißen Strahlen glasierten die meterdicken Erdreichschichten und den Fels, der die Ränder des Schachtes bildete.

»Wir haben den ersten der beiden Schächte ausgehoben«, sagte Cerxtro. Der Nachkomme von Terranern und Springern wirkte gänzlich unbeeindruckt vom Lärm. Cerxtro, der als Leiter der Abteilung Logistik für den Nachschub und die Versorgung der LEIF ERIKSSON zuständig war, warf einen Blick auf sein Computer-Pad, in dem er die wichtigsten Listen und Daten gespeichert hatte.

Rhodan lächelte schwach. Cerxtros Geste entsprang reiner Gewohnheit. Der fast zwei Meter große, stämmige Mann mit dem roten Haar und dem zu Zöpfen geflochtenen roten Vollbart hatte hinsichtlich der Bedarfs- und Versorgungsgüter ein fast fotografisch perfektes Gedächtnis und wusste stets ganz genau, wo was zu finden war.

Der Terranische Resident schaute zum Horizont. Dort konnte er den 23 Kilometer durchmessenden Tafelberg ausmachen, auf dem sich Kischario befand. Die Hauptstadt Jankars bedeckte nicht nur das Plateau und die Steilhänge rundherum bis auf den letzten Quadratmeter, sie setzte sich auch auf der Ebene darunter strahlenförmig fort.

Nach Rhodans Auffassung waren die beiden Schächte viel zu nah der Hauptstadt ausgehoben worden. Etwas mehr Abstand zu Kischario wäre ihm lieber gewesen, doch die Jankaron hatten die Standorte selbst vorgeschlagen.

Die beiden Bohrschächte waren riesig. Sie waren mit Desintegratoren ausgehoben worden und sollten als Unterstände für die LEIF ERIKSSON und die KARRIBO dienen.

Genau genommen waren es keine Schächte, sondern *Löcher*. Der Einfachheit halber hatten die Techniker den Fels auf 2000 mal 2000 mal 2000 Metern aufgelöst. Mit Prallfeldern hatten sie zunächst verhindert, dass die Wände einstürzen, mit Thermostrahlern verhärteten sie die Flächen nun, um die notwendige Stabilität zu erzeugen. All das hatte Cerxtro organisiert. Und der Logistiker hatte eine Idee gehabt, auf die er *wirklich* stolz war.

»Zur dauerhaften Aussteifung«, erklärte er Rhodan, »werden wir erstmals große materieprojektive Elemente schaffen, wie sie bei der LEIF ERIKSSON im Bereich der Hangargalerie Verwendung finden. Ihre strukturimmanente Halbwertszeit beträgt fünf Jahre. Für diese Zeit sind sie auf keine weitere Versorgung angewiesen und können wie normale festmaterielle Objekte behandelt werden.«

»Ja. Die unvermeidliche Leckage durch Energieverlust. Natürlich kommt es immer zu Verlusten durch Verdunsten oder Aussickern von Energie und Materie auf Grund einer undichten Stelle. Aber fünf Jahre müssten allemal reichen ...«

Rhodan nickte düster. Auch er ging davon aus, dass sie sich in fünf Jahren nicht mehr hier befinden würden. Hier, in einem Kugelsternhaufen vor Tradom.

Fast 400 Millionen Lichtjahre von der heimatlichen Milchstraße entfernt. Fast im Herzen eines feindlichen Reiches, über das sie so gut wie nichts wussten.

Nein, in fünf Jahren würden sie die Rückkehr in die Milchstraße geschafft haben.

Oder schon längst tot sein.

Cerxtro schaute wieder auf sein Pad. »Mit diesem Vorgehen schlagen wir praktisch zwei Fliegen mit einer Klappe. Sogar bei einem energetischen Totalausfall lassen sich die Segmente weiterhin nutzen, andererseits können wir sie, wie jede Form von plastischer Energie, später jederzeit wieder auflösen und ihren Energiegehalt in die Gravitrabspeicher zurückleiten. Und eine Ortungsgefahr besteht, nachdem sie einmal erstellt und eingebaut sind, ebenfalls nicht.«

»Ausgezeichnet«, sagte Rhodan. »Das ist wohl die beste Lösung.«

»Die jankarische Industrie ist ja leider nicht in der Lage«, sagte Cerxtro, »in kürzester Zeit derart riesige Stahlelemente anzuliefern, die die Unterstände wie mit Käfigstäben statisch stabilisieren könnten. Obwohl wir den Jankaron angeboten haben, solche Elemente *einzutauschen* ...«

»Wann werden die Arbeiten abgeschlossen sein?«

»Wenn alles glatt geht«, fuhr der Logistiker fort, »sind sie in einer Woche beendet. In ihren Unterständen werden die beiden Raumschiffe bei abgeschalteten Energiezeugern übrigens so gut wie nicht zu orten sein ... falls Jankar vom Feind entdeckt werden sollte.«

Rhodan legte den Kopf zurück. Die LEIF ERIKSSON schwebte wie ein riesiger Berg über ihm. Das Schiff hatte den Thermostrahler-Beschuss mittlerweile eingestellt oder zumindest kurzzeitig unterbrochen.

Ein Kreuzer der VESTA-Klasse glitt scheinbar schwerelos aus einem Hangar und nahm Kurs auf Kischario. Das Beiboot hatte HÜ-Schirmprojektoren, Orter und Taster für die Jankaron geladen. Der vereinbarte Technologietransfer war angelaufen. Er war Teil des Handels, den sie mit den Vogelabkömmlingen geschlossen hatten.

Cerxtro hatte das Beiboot ebenfalls bemerkt. »Die Raumschiffe der Jankaron werden nach und nach mit terranischen und arkonidischen HÜ-Schirmen und Ortungsgeräten ausgerüstet«, sagte er. »Meine Leute überwachen den Einbau und schulen die Jankaron bereits. Auch in dieser Hinsicht sind wir voll im Zeitplan.«

Beide Seiten profitierten von diesem Handel: einen relativ sicheren Unterschlupf gegen relativ hochwertige Technik. Das Jan-System wurde damit für die rückständigen Zivilisationen des Kugelsternhaufens Virginox praktisch unangreifbar.

Dabei legte Rhodan größten Wert darauf, dass die Jankaron keine unnötige Aufmerksamkeit auf sich zogen. Alle Konkurrenten um die Anteile am Handelskuchen in Virginox sollten und würden denken, die Jankaron hätten den technologischen Sprung eigenständig vollzogen.

Es durfte keinerlei verräterische Aktivitäten um den Planeten Jankar geben. Das war für Rhodan die wichtigste Voraussetzung, um in ihrem Versteck auf absehbare Dauer unbekannt zu bleiben.

Auf Dauer ... aber nicht fünf Jahre lang. Auch wenn man den Eindruck bekommen konnte, die LEIF ERIKSSON und die KARRIBO der arkonidischen Admiralin Ascania Vivo würden sich auf dem Planeten Jankar häuslich einrichten - fünf Jahre würden sie nicht durchstehen, davon war Rhodan überzeugt.

»... findest du nicht auch?«

Rhodan schreckte auf. »Was hast du gesagt?«

»Schon gut«, sagte Cerxtro. »Machst du dir wegen irgendetwas Sorgen?«

Der Terranische Resident sah den Springer-Terraner-Mischling nur an.

Cerxtro zuckte mit den Achseln. »Klar, unsere gesamte Lage ist dazu angetan, sich Sorgen zu machen ...« Er senkte den Blick und rief auf seinem Computer-Pad eine andere Datei auf.

Rhodan wandte sich ab. Er machte sich in der Tat große Sorgen, nicht nur wegen der allgemeinen Lage, sondern auch wegen der PHÖNIX. Der Kreuzer LE-KR-01 unter dem Kommando von Rudo K'Renzer, dem Chef der sechs Kreuzerflottilen der LEIF ERIKSSON, war noch immer überfällig, und Rhodan glaubte allmählich nicht mehr daran, dass die Vermissten in nächster Zeit eintreffen würden.

An Bord der PHÖNIX befanden sich unter anderem der Mausbiber Gucky und die USO-Katsugos TOMCAT und SHECAT. Es wäre keineswegs das erste Mal, dass der Ilt sich mit seinen Parafähigkeiten in Schwierigkeiten brachte. Doch Rudo K'Renzer galt als sehr besonnener Führungsoffizier.

Dennoch ...

Rhodan hatte im Lauf seines Jahrtausende währenden Lebens gelernt, seinen Gefühlen zu vertrauen. Aus irgendeinem Grund hatte sich schon vor einiger Zeit ein sehr schlechtes Gefühl in seiner Magengrube eingestellt,

was den Ilt betraf. Eine Unruhe, die ihm eigentlich völlig fremd war.

Dunkle Wolken zogen heran und hüllten den unteren Teil der LEIF ERIKSSON in ein grauschwarzes Spiel aus sich ständig verändernden Formen ein. Sie schienen gegen das Raumschiff anzustürmen, es vereinnahmen zu wollen, als würde dann eine unwiderstehliche Säure aus ihnen abregnern, die den Fremdkörper in ihrem Himmel einfach auflösen würde.

»Wir warten noch einen Tag ab«, murmelte Rhodan leise vor sich hin, »und wenn die PHÖNIX bis dahin nicht zurückgekehrt ist, werden wir sie *suchen* ...«

### *Ikanema Two: Gegenwart*

Ikanema Two trat an die Fensterfront des Turmzimmers. Tief unter ihm breitete sich der weiche Schimmer Barloffts aus, Barloffts der Prächtigen, deren Bewohnern seine ganze Sorge galt. In den meisten Häusern der Millionenstadt brannte Licht. Die Dunkelheit war gerade erst angebrochen, der Abend war noch jung.

Der Landesherr lächelte schwach. Er stellte sich immer wieder sehr gern vor, was jemand sehen würde, der gerade aus der Hauptstadt zu ihm heraufschaut.

Er würde einen Gebirgszug inmitten des Häusermeers sehen, einen hundert Meter in die Höhe ragenden, natürlichen Monolithen, der mit altertümlichen Seilbahnen und einigen Hochstraßen, über die sämtlicher Gleiterverkehr gelenkt wurde, an die Stadt gebunden war. Und darauf eine Zitadelle aus braunem Sandstein, mit Türmen aus einem Material, das wie weißer Marmor aussah.

Ikanema schaute nach Osten. Nicht weit entfernt vom Tributkastell glomm auf einer riesigen, 450 Meter in den Himmel ragenden, güldenen Säule das Auge Anguelas. Der Anblick der dunkelroten, schwach leuchtenden Mikrosonne von achtzig Metern Durchmesser erfüllte ihn normalerweise mit Ausgeglichenheit und innerem Frieden, doch nicht an diesem Tag.

Ikanema seufzte leise. »Vergrößerungsfeld«, sagte er.

Normalerweise zoomten die Vergrößerungsfelder automatisch die Ausschnitte der Umgebung heran, die der Landesherr anvisierte, doch Anguelas Auge bildete die Ausnahme. Das Auge war heilig, und Ikanema legte Wert darauf, es in seiner Ganzheit zu betrachten. Es badete ganz Barlofft in seinem gütigen Licht.

»Anguela, du alles beschützende Macht«, begann Ikanema die Litanei, die im Verlauf der letzten Jahrzehnte immer größere Bedeutung für ihn gewonnen hatte, »die du über Tradom und seine Völker wachst, die du alles siehst und für die Lebewesen in deinen Galaxien sorgst... in Tradom und Terelanya und Terenga und Irsatur ...«

*Wie ich für die auf Pombar,* dachte er und tadelte sich sofort für seine Blaspemie.

Wie konnte er es wagen, sich auch nur ansatzweise mit Anguela zu vergleichen? Und es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er ganz anders gedacht...

*Eines Tages, wenn meine Zeit gekommen ist, wird meine Seele in das Unendliche Nichts hinter Anguelas Auge eingehen,* dachte er. *Oder vielleicht sogar in Anguela selbst.* Aber das waren nur Spitzfindigkeiten.

Unterschiedliche Begriffe unterschiedlicher Völker, die ein und dasselbe bedeuteten.

Ikanema richtete den Blick auf die Säule, und das Vergrößerungsfeld zoomte sie heran. Sie durchmaß fünfzig Meter und war von oben bis unten mit kleinteiligen Ornamenten bedeckt.

Der Landesherr hatte schon oft versucht, diesen stilisierten Verzierungen einen Sinn zu entnehmen, doch es war ihm noch nie gelungen.

Wer hatte sie auf der Säule angebracht? Was sollten sie ausdrücken? Manchmal argwöhnte Ikanema, dass die Ornamente nur vom Glauben ablenken, den Blick vom Großen, eigentlich Wichtigen, zum Kleinen, Unbedeutenden richten sollten.

»Anguela, steh mir bei«, flüsterte er. »Ich brauche deine Hilfe *jetzt*. Ich werde sie belügen müssen. Zum mindest darf ich ihnen nicht die ganze Wahrheit sagen. Aber wie kann ich das? Sie sind mein eigen Fleisch und Blut.«

Er hatte nicht damit gerechnet, dass die Unmenge Verzierungen ihm etwas offenbarten, ihm irgendeinen Rat gaben, und sie taten es auch nicht.

*Das ganze Leben besteht nur aus Verlust,* dachte er. *Einem Verlust nach dem anderen. Pombaren, die wir lieben ... irgendwann sterben sie und lassen dich allein zurück. Und nicht nur Pombaren ...*

Er dachte an Ascarde und Tratto und Pirguso und an all die anderen, die ihn ein Stück seines Weges begleitet hatten ... und die er verloren hatte.

Manchmal wünschte er sich, er wäre statt ihrer gestorben. Nur, damit er das Gefühl des Verlusts nicht mehr ertragen musste. Den Schmerz. Die Trauer. Lieber ging er, und die anderen mochten allein zurückbleiben und um ihn trauern. Falls sie es denn taten.

Er riss sich zusammen. Der Abend war noch jung, und er hatte noch einiges zu regeln.

*Ich werde sie belügen müssen*, dachte er erneut.

Ikanemas Blick glitt nach unten, und ein Vergrößerungsfeld erfasste die dreißig Meter hohe, goldene Standarte vor der Säule und dann die Fahne, die daran wehte, das Quadrat vor der gelben, vielzackigen Sonne auf weißem Grund, den achtzackigen Stern im Inneren des Rechtecks, das von einem Schwert mit gerader, zweischneidiger Klinge und einem Smaragdknauf durchstoßen wurde.

Dem Schwert der Inquisition.

Der Inquisition der Vernunft.

Dem Schwert auf der Fahne des Reiches Tradom, die auf jeder Welt des Reiches wehte, genau, wie es auf jeder Welt ein Tributkastell gab. Zumindest auf jeder erschlossenen und einigermaßen dicht besiedelten.

Der Landesherr seufzte erneut und wandte sich vom Fenster ab. Hinter ihm brach die Vergrößerung der Fahne in sich zusammen, als hätte sie nie existiert, wäre immer nur Illusion und Täuschung gewesen.

*Es ist zu unser aller Bestem*, dachte er. *Und zum Besten von Pombar.*

Ikanema verließ das Turmzimmer. Eine steile, almodische Treppe führte hinab in die oberste Etage der Herrschaftlichen Zitadelle. Die Stufen waren ausgetreten; an den Rändern des Treppenhauses höher als in der Mitte.

Schon sein Eiter war diese Treppe hinaufgestiegen, um ins Turmzimmer zu gelangen, und dessen Eiter vor ihm. Ungezählte Generationen von Pombaren hatten diese Treppe benutzt, und auch Ikanema hatte sich stets geweigert, sie durch einen Aufzug oder gar Antigravschacht zu ersetzen.

Die Zitadelle war oberhalb von Barloff errichtet worden, der Hauptstadt des Planeten Pombar, und der Landesherr setzte ganz bewusst die Füße auf eine Stufe nach der anderen. Er war der Herrscher seines Volkes, und er stand oberhalb seines Volkes, wie die Zitadelle sich oberhalb von Barloff erhob.

Doch er wollte jedes Mal, wenn er das Turmzimmer betrat, daran erinnert werden, dass es kein Vorzug war, Landesherr von Pombar zu sein. Es war eine Last und Bürde, die schwer auf seinen Schultern lag und die bald auf denen eines seiner Kinder liegen würde.

Auch dieses Kind sollte immer wieder daran erinnert werden, dass es in gewisser Hinsicht genauso schwer war, ein guter Landesherr zu sein, wie es mühselig war, ins Turmzimmer zu gelangen.

Ikanema hatte den Fuß der Treppe erreicht und zögerte kurz. Aber es gab kein Zurück.

Er hatte sich mit seinem Laokaon besprochen, das Für und Wider genau abgewogen und seine Entscheidung getroffen.

Jetzt musste er sie nur noch vertreten.

Und durchsetzen.

Der Landesherr öffnete die Tür zum Konferenzraum.

\*

Schlagartig verstummen alle Gespräche, seine fünf Kinder schienen mitten in ihren Bewegungen zu erstarren. Doch nur einen Augenblick lang wirkten sie wie gefroren in der Zeit, dann drehten sie sich unisono zu ihm um.

Ikanema fragte sich, ob sie sich wunderten, wieso er allein kam, ohne seinen Laokaon.

Der Landesherr freute sich, sie zu sehen. Sie fanden nur selten zusammen, nicht einmal zu den wichtigsten Familienfesten waren all seine Kinder anwesend.

*Sie führen ihr eigenes Leben*, dachte Ikanema. *In alle Himmelsrichtungen zerstreut, geben sie ihr Bestes, um sich auf Pombar oder sogar den Welten des Reiches Tradom zu behaupten.*

»Du hast ein Fest anberaumt ...«, sagte Tickali, der Älteste.

»... und uns ausdrücklich aufgefordert ...«, fuhr Trickore, sein zweites Kind, fort.

»... ja pünktlich hier zu erscheinen...«, sagte Trackino, der Dritte.

»... weil du uns ...« Tostani, der Vierte.

»... wichtige Neuigkeiten zu verkünden hast«, vollendete Tassoli, sein jüngstes Kind, den Satz.

»Das ist richtig«, sagte der Landesherr. »Aber lasst euch zunächst einmal begrüßen.« Er schritt die Reihe seiner Kinder ab, berührte zärtlich ihre Brustgesichter und genoss seinerseits den sanften Druck ihrer Fingerspitzen auf dem nackten Oberkörper.

»Die Seele in meiner Brust ist froh, euch gesund und wohlbehalten hier zu sehen«, sagte er. »Ich weiß, ihr führt euer eigenes Leben und habt genug mit euch selbst zu tun, aber ich habe euch wirklich aus einem wichtigen Grund hierher gebeten.« Er kam sofort zur Sache. »Ich beabsichtige, die Regierungsgeschäfte des Planeten Pombar in absehbarer Zeit aufzugeben. Ich möchte die Zeit, die mir noch bleibt, nutzen, um mich ganz meiner Leidenschaft

widmen zu können, der Archäologie. Aus diesem Grund gilt es, nun inoffiziell meine Nachfolge zu regeln.«

\*

Seine Kinder sahen ihn an. Die Mimik ihrer Brustgesichter kündete zwar von Überraschung, doch sie hielt sich in Grenzen.

*Sie haben mit diesem Schritt gerechnet, dachte Ikanema. Natürlich. Ihnen ist nicht verborgen geblieben, dass ich älter geworden bin. Aber sie ahnen nicht, wie schwer die Bürde ist, die ich einem von ihnen auf die Schulter legen werde.*

»Und du hast sicher schon ...«

»... eine Wahl getroffen ...«

»... wen von uns ...«

»... du zu deinem Nachfolger ...«

»... bestimmten willst?«

Ikanema seufzte leise. Er war überzeugt, seine Kinder gut erzogen zu haben. Mehr noch, er war ihnen stets mit gutem Beispiel vorangegangen und hatte ihnen etwas *vorgelebt*. Und sie hatten sich an ihm orientiert. Sie hatten das Vorbild akzeptiert, das er ihnen gewesen war.

Doch er wusste selbst am besten, dass nicht nur die Macht korrumpern konnte, sondern auch schon die *Aussicht auf Macht*.

Immerhin stellten seine Nachkommen die Begründung nicht in Frage. *Die Halbwahrheit, mit der ich sie schützen will*, dachte er.

»Ich habe lange über meine Wahl nachgedacht«, sagte er. »Und ich frage mich, ob ihr meine Entscheidung so verstehen werdet, wie ich sie verstehe. Das Amt des Landesherrn ist weniger ein Privileg als eine Verpflichtung. Mein Nachfolger muss nicht nur mein Werk fortsetzen, wie ich das von No fortgesetzt habe, er wird sich mit Schwierigkeiten und Problemen auseinander setzen müssen, von denen ich mir noch keine Vorstellungen machen kann. Das Tributkastell...«

»Du hast...«

»... dich also ...«

»... entschieden?«

Nun drückten die Brustgesichter seiner Kinder unverkennbar Ungeduld aus. Ikanema konnte es ihnen nicht verübeln.

»Ja, ich habe mich entschieden«, sagte er. »Der neue Landesherr soll Tassoli werden, mein jüngstes und auch begabtestes Kind.«

»Tassoli?«, fragte Tickali, der Älteste. »Tassoli?«

\*

Die Miene von Tickalis Brustgesicht hellte sich merklich auf. »Eine ausgezeichnete Entscheidung«, sagte er und begann zu klatschen, zuerst zögernd, dann immer energischer.

Die anderen fielen ein. Die Erleichterung auf ihren Brustgesichtern war unverkennbar.

Dann besann sich Tickali. Er ging zu seinem jüngsten Geschwister, kraulte sein Brustgesicht. Die drei anderen taten es ihm gleich und bildeten eine Traube um den designierten neuen Herrscher, als wollten sie ihn trösten.

»Wir Älteren hatten schon Bedenken ...«, sagte Tickali schließlich.

»... du könntest statt des hochbegabten Tassoli...«

»... am Ende einen von uns ...«

»... zum neuen Herrscher von Pombar bestimmen!«

»Ich ...« Tassoli stockte kurz. »Ich danke euch für eure Anteilnahme«, fuhr er dann fort, »aber ich habe auf Zaujanji viel gelernt, und ich fühle mich der Aufgabe durchaus gewachsen. Ich weiß, dass ich viel mehr an Erfahrung sammeln muss, bevor ich auch nur ansatzweise ein so guter Landesherr wie mein Eiter sein werde, doch die Seele in meiner Brust ist voller Zuversicht.«

»Du kannst nur noch einmal auf die Welt der Gelehrten zurückkehren«, sagte Ikanema. »Du wirst dort deine Angelegenheiten regeln und abschließen müssen. Danach ist dein Platz hier auf Pombar. Aber der Übergang wird fließend erfolgen. Ich werde dir in den ersten Jahren mit Rat und Tat bei der Führung der Amtsgeschäfte beistehen, so lange, bis du deinen eigenen Weg gefunden und nur noch Unverständnis für die Auffassungen deines

senil werdenden Eiters übrig hast.«

»So weit wird es nie kommen, Ikanema«, sagte Tassoli ernst.

Ikanemas Brustgesicht lächelte schwach. »Warten wir es ab. Doch jetzt lasst uns feiern. Schließlich haben wir ja Grund dazu!«

\*

Ikanema hatte ein kleines Fest in trauter Familienrunde einberufen. Als Landesherr hatte er dabei Rücksicht auf das unvermeidliche Protokoll nehmen müssen. Unter anderem waren etwa zehn Minister seiner Regierung geladen, zwanzig wichtige Vertreter aus Wirtschaft und Forschung, der Futar Mogtan, der schon lange eine Audienz bei ihm erbat, und nicht zu vergessen Etaba Osebe, der Hauptmann seiner Leibgarde.

Auch sein Laokaon war da, und Ikanema ging sofort zu ihm und umarmte ihn erleichtert.

Bedienstete reichten Imbisse und berauschende Rauchwaren und Getränke, und die Gäste begrüßten sich noch, berührten einander, streichelten ihre Brustgesichter und die nackten Oberkörper, als der Landesherr Geräusche aus den tiefer gelegenen Flügeln der Herrschaftlichen Zitadelle hörte.

Ungewöhnliche Geräusche. Zuerst ein lautes Krachen, dann ein Poltern, gellende Stimmen, gefolgt von einem Fauchen und dann lauten Schreien.

*O nein!*, dachte Ikanema Two. *O nein! Nicht jetzt! Nicht das!* Er suchte seine Kinder in der Menge, doch vergebens, zu dicht war die Traube der sich unablässig berührenden Pombaren.

Etaba Osebe ließ den Kelch mit Evrafosch, dem seltensten, köstlichsten und süßesten Getränk, das es auf Pombar gab, einfach fallen und stürmte zur Tür des Ballsaals. Ikanema sah, dass er zum Handstrahler in seinem Halfter griff.

Der Landesherr vertraute den Instinkten seines Gardehauptmanns. Und trauerte um ihn. Wenn hier geschah, was er vermutete, war Etaba so gut wie tot.

Einen Augenblick später taumelte der Gardist wieder zur Tür herein. Er hielt keinen Kelch mit Evrafosch, sondern ein Multikommunikationsgerät in der Hand. Sein Brustgesicht war schmerz verzerrt, seine rechte Schulter ein verbrannter, verschmorter schwarzer Klumpen.

»E'Valenter!«, rief er. »Die Polizisten des Reiches! Mindestens zweihundert! Sie sind in den Palast eingedrungen und haben die gesamte Garde getötet ... geradezu abgeschlachtet...!«

Wie in dem Augenblick, als Ikanema die Tür zum Konferenzraum geöffnet hatte, schien die Zeit zu erstarren. Ein klobig gebautes Wesen in einer martialischen, bedrohlich wirkenden dunkelgrünen Rüstung sprang in die Türöffnung.

Ikanemas Blick fiel auf den Brustharnisch des Polizisten. Darauf prangte das auffällige Symbol des Reiches Tradom. Der E'Valenter war etwa einen Meter und achtzig groß, humanoid wie die Pombar und kräftig gebaut. Seine Mundpartie stach hervor wie die Schnauzen der nicht domestizierten Wiederkäuer, die in den Reservaten Pombars lebten.

Der Polizist riss wie in einer Zeitlupe den Mund auf. Seine Zähne waren grob und dunkel. Die Augen konnte Ikanema nicht sehen, der E'Valenter trug eine dunkle Brille. Seine Kopfbedeckung erinnerte Ikanema an die Kappen der Legionäre, die er im Namen Pombars für niedrige Kriegsdienste angeheuert hatte. Das Tuch der Mütze verdeckte den Nacken und die Ohren des Wesens.

»Keine Bewegung!«, brüllte der E'Valenter. Seine Stimme klang abgehackt wie die aggressiven, bellenden Laute der Wachternes, der beliebtesten Haustiere auf Pombar. Unwillkürlich empfand Ikanema seine Aussprache des Anguela-Idioms als abgrundtief hässlich.

Etaba bewegte sich trotzdem, und Ikanema wusste, was geschehen würde.

Die E'Valenter waren das *Fußvolk* der Ordnungsmächte des Reiches Tradom. Ihre Intelligenz und Ausbildung hielt sich in Grenzen. Sämtliche E'Valenter waren so konditioniert, dass Gehorsam und Reichstreue über ihrem Selbsterhaltungstrieb standen.

Etaba bewegte sich - der E'Valenter schoss.

Die Zeit stand still, und Ikanema sah den glutheißen Strahl, der Etabas Kopf erfasste und verdampfte.

Ikanema sah, wie Etabas Leiche noch zwei, drei, vier Schritte lief, wie der Hauptmann seiner Leibgarde die Arme hochriß und mit ihnen schlug wie ein Vogel, dem man den Kopf vom Leib getrennt hatte, wie er dann langsam, in Zeitlupe, zusammenbrach, ein kopfloser Torso mit Beinen und Armen, die zuckten, als wäre noch eine Art Nachleben in ihnen.

Verwundert stellte Ikanema fest, dass kein Blut aus der schrecklichen Wunde drang. Die Hitze des Strahls hatte die Adern verschmort und verödet. Aber der Gestank... ein so widerwärtiger Geruch von verbranntem Fleisch ging

von der Leiche aus, dass der Landesherr sich fast übergeben musste.

Ein Gestank, der ihm nur allzu gut vertraut war.

»Keine Bewegung!«, bellte der E'Valenter erneut.

Nun bewegte sich niemand mehr.

»Die Twos auf die linke Seite! Alle anderen auf die rechte!«

Langsam kam Bewegung in die Gäste. Die Regierungsmitglieder und alle anderen vergaßen jede Loyalität, bewegten sich zögernd, hoben die Hände, vergaßen den *Kuscheltrieb*, als hätte es ihn nie gegeben, und schlurften wie in Zeitlupe auf die linke Seite des Ballsaals. Der Laokaon zögerte kurz, ging erst auf ein energisches Nicken des Landesherren zu den anderen. Ihm durfte nichts geschehen. Das war Ikanemas ganze Sorge.

Ikanema und seine fünf Kinder blieben auf der rechten zurück.

Weitere E'Valenter stürmten in den Ballsaal der Herrschaftlichen Zitadelle, gefolgt von einem Di'Valenter, wohl dem Befehlshaber der Hundertschaften, die in die Zitadelle eingedrungen waren.

Die Grundfarbe seiner Rüstung war ein schmutziges Beige. Auf dem Brustharnisch prangte dasselbe auffällige Symbol des Reichs Tradom wie bei den E'Valentern - in diesem Fall jedoch als aufwändig gestaltetes Holosymbol. Seine Mundpartie stach nicht ganz so sehr hervor wie die Schnauzen der E'Valenter, doch seine Zähne waren genauso grob und dunkel. Die Augen unter dem weißen Helm, der nur das Gesicht frei ließ, konnte Ikanema Two nicht sehen, da auch der Di'Valenter eine dunkle Brille trug. Doch der Landesherr war überzeugt davon, dass sie kalt waren.

Eiskalt.

Der Di'Valenter baute sich vor Ikanema auf. »Ich bin Le Karanu.« Seine Worte klangen abgehackt und aggressiv, doch wirkte seine Aussprache des Anguela-Idioms eleganter und geschliffener als das Gebell der E'Valenter. »Ich habe den Auftrag, dich und deine Nachkommen festzunehmen.«

Ikanema Two musterte den Di'Valenter. Er und seine Polizisten gehörten eindeutig derselben Rasse an, doch der Landesherr wusste nicht, ob zwischen beiden Varianten einige zehntausend Jahre getrennter Entwicklung oder aber ein gezielter genetischer Eingriff stand.

»Was wirft man uns vor?«, fragte er ruhig.

Seine offensichtliche Gelassenheit - um die er mühsam ringen musste - schien Le Karanu zu reizen.

»Reichsfeindliche Aktivitäten«, sagte er barsch.

Während seine Kinder sich schockiert ansahen, lachte Ikanema Two leise auf. *Reichsfeindliche Aktivitäten* - das konnte alles und nichts sein, ein beliebiger Vorwand genauso wie Hochverrat.

Unterschlagung von Tributleistungen genauso wie Kollaboration mit dem Trümmerimperium.

Le Karanu trat einen Schritt auf Ikanema zu. Der Landesherr blieb ruhig stehen, wichen nicht zurück, sah dem Di'Valenter ins Gesicht. Der Polizist hatte den Auftrag, ihn festzunehmen, nicht den, ihn an Ort und Stelle zu töten. Sein Leben war nicht in unmittelbarer Gefahr. Ihm war noch eine kurze Gnadenfrist gewährt.

Der Eindringling wirbelte herum, stand mit einem Satz vor Ikanemas Kindern, und *sie* wichen zurück, duckten sich vor der klobigen Gestalt. Der Di'Valenter packte ein Kind - Tickali, das älteste -, zerrte es von seinen Geschwistern fort und holte aus.

»Nein!«, kreischte Tickali. »Nur keinen Schlag vor die Brust!« Er verschränkte die Arme vor dem Brustgesicht, doch Le Karanu riss sie mühelos hoch und zur Seite und grub seine Faust in Tickalis nackten Oberkörper.

Genau in sein Brustgesicht.

Ikanemas ältestes Kind brach sofort mit einem dumpfen Stöhnen zusammen.

*Nein!*, dachte der Landesherr. *Tickali ist nichts passiert. Das ist nur unsere Zivilisations-Paranoia, der heranwachsende Brustleib der Pombaren ist in der Regel äußerst widerstandsfähig!*

Langsam drehte sich Le Karanu wieder zu ihm um. »Etwas mehr Respekt... wenn ich bitten darf!«, sagte der Di'Valenter.

Ikanema nickte langsam. »Ich habe verstanden. Aber *du* wirst mich nicht zum Pfeifen bringen. Auch damit nicht.«

Fragend sah Le Karanu ihn an.

»Schon gut«, sagte der Landesherr. »Was geschieht nun?«

»Du und deine Kinder ... ihr werdet abwarten, bis wir euch abtransportieren lassen.«

»Abtransportieren? Wohin?« Ikanema stellte die Frage, obwohl er überzeugt war - befürchtete -, die Antwort schon zu kennen.

Und sie kam: »Nach Sivkadam. Wohin sonst?«

Sivkadam!

Die legendäre Folterwelt!

»Sivkadam ...«, murmelte Ikanema Two. Damit war ihr Schicksal so gut wie besiegelt. Sivkadam war das Fürchterlichste, was einem im Reich Tradom zustoßen konnte.

Von dieser Welt kehrten nur wenige je zurück.

Ikanema Two war es einmal gelungen. Er hatte Sivkadam einmal überlebt.

Der Landesherr war überzeugt davon, dass damit sein Glück völlig ausgereizt war. Ein zweites Mal würde ihm das nicht gelingen.

Einen Augenblick lang wurde es schwarz um ihn. Er schloss die Augen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, doch das war ein Fehler. Auf der Innenseite der Lider tanzten plötzlich Figuren, die er als die Folterer von Sivkadam identifizierte.

Ihre Bewegungen blieben undeutlich, doch mit einem Mal wusste der Landesherr, wie sie vorgehen würden. Sie würden zunächst vor seinen Augen zwei oder drei seiner Kinder töten, um seinen inneren Widerstand zu brechen. Dann würden sie ihn unter schrecklichsten Foltern einer Befragung unterziehen. Früher oder später würden sie herausfinden, was sie in Erfahrung bringen wollten.

Nicht, dass es ihnen in erster Linie darauf ankam. Bei den Folterern von Sivkadam war der Weg das Ziel.

Mittlerweile waren etwa zwanzig E'Valenter in den Ballsaal der Zitadelle eingedrungen. Die eine Hälfte von ihnen trieb die Gäste hinaus, die andere bewachte Ikanema Two und seine Kinder. Als der Saal weitgehend geräumt war, mussten auch Ikanema und die Seinen ihn verlassen.

Die Polizisten hielten ihre entsicherten Waffen auf sie gerichtet. An Flucht war nicht zu denken.

»Ins Turmzimmer! Dort werdet ihr warten, bis das Raumschiff eintrifft, das euch nach Sivkadam bringen wird.« Der Di'Valenter grinste höhnisch. »Solange ihr euch ruhig verhaltet und keinen Ausbruchsversuch unternehmt, wird es euch an nichts mangeln. Ihr sollt Sivkadam in körperlich einwandfreiem Zustand erreichen. Leistet ihr jedoch Widerstand ...«

Überall wimmelte es von E'Valentern. Sie hatten die Zitadelle von Barlofft geräumt, und für die Öffentlichkeit abgesperrt. Auch die Touristenattraktionen wie Ikanemas Museum in den unteren Stockwerken des Gebäudes oder die berühmten Holoshows von Barlofft waren zumindest vorübergehend nicht mehr zugänglich. Lediglich die Valenter-Polizisten hatten noch Zutritt zur Zitadelle.

Der Landesherr blieb vor der Treppe zum prächtigen Turmzimmer stehen. Es befand sich im höchsten Turm der Zitadelle, zweihundert Meter über Barlofft, und war nur über dieses Gemäuer zu erreichen.

So gesehen war dieser Raum zweifellos das ideale Verlies.

Zweihundert Meter ... wie viele Stufen waren das?

Wie oft war er diese Treppe hinauf- und hinabgestiegen?

Er hatte diesen Gang nicht nur als Mahnung gesehen, sondern immer auch als Gelegenheit, seine Gedanken zu ordnen und in Ruhe wichtige Probleme zu überdenken.

Nun kam er ihm wie die reinste Qual vor. Wie der Weg zum Schafott.

Nach einer Ewigkeit hatten sie das Turmzimmer erreicht.

»Wir warten lediglich die Ankunft eines Kerkerschiffes ab«, sagte Le Karanu, »dann werdet ihr Pombar verlassen.«

*Und unseren wirklich letzten Gang antreten*, dachte Ikanema Two.

Der Di'Valenter postierte einige seiner Leute als Wachen und zog die Tür zu. Ikanema hörte, wie die Männer von außen ein mechanisches Schloss anbrachten. Er war überzeugt, dass dies nicht ihre einzige Sicherheitsvorkehrung war. Vielleicht würden sie die Turmspitze in einen Energieschirm hüllen. Jeglicher Gedanke an Flucht war müßige Spekulation und hohle Hoffnung.

Er setzte sich auf eine Bank vor dem Panoramafenster und schloss die Augen. Er hörte, wie seine Kinder sich leise unterhielten, verstand jedoch nicht, was sie sagten.

Er musste es auch nicht verstehen. Er konnte es sich denken.

Als Landesherr Ikanema die Augen wieder öffnete, war ein neuer Tag angebrochen.

\*

Tassoli stand vor ihm. »Eiter«, sagte er, »bist du schuldig?«

Ikanema sah sein jüngstes Kind an, ohne ihm zu antworten.

Der talentierte Tassoli tat ihm ganz besonders Leid, eine Winzigkeit mehr als seine anderen Kinder. Er war mit

ihm inhaftiert worden, ohne auch nur die geringste Schuld zu tragen. Tassoli hatte die letzten Jahre praktisch ausschließlich auf Zaujanji verbracht, der Welt der Gelehrten, und keinerlei Anteil an der Tagespolitik.

»Elter?«, wiederholte Tassoli.

Ikanema seufzte leise. Sein Leben war erfüllt und voller Erlebnisse gewesen. Er war innerlich bereit, Abschied zu nehmen. Doch was sollte dann aus seinem Volk werden? Und aus seinen Kindern?

Der Landesherr erhob sich, drehte sich um und schaute vom Turmzimmer aus über die Stadt, die er hatte wachsen und gedeihen sehen, auf das Treiben einer Metropole, das er nun nie wieder als freier Pombare erleben würde.

Eindringlich wie selten zuvor wurde Ikanema klar, dass die Mitglieder des Herrschergeschlechts von hier aus tatsächlich einen wunderbaren Ausblick über die Stadt hatten.

Im Westen machte er den Handelsraumhafen mit seinen rund 30 Kilometern Durchmesser aus, auf dem Hunderte von Handelsschiffen standen und wie immer ein Dutzend Polizeiraumer der Valenter, der Ordnungsmacht des allgegenwärtigen Reichen.

Im Osten erhob sich das schwer befestigte Tributkastell. Dort residierten die Steuereinnehmer und die Polizisten aus dem Volk der Valenter. Ikanema Two kannte niemanden, der jemals ein Tributkastell betreten hatte, die Valenter vielleicht ausgenommen. Doch auch bei Le Karanu und seinen Leuten konnte er nicht automatisch davon ausgehen, dass sie tatsächlich dort stationiert waren.

Von außen bestand das Gebäude aus geheimnisvollen, fensterlosen Mauern aus grauem Beton, die als riesenhafter, zerklüfteter Bunker in die Landschaft gesetzt waren. Ganz gleich, auf welcher Welt des Reichen man weilte, auf jeder wurde einem sofort klar, dass das Tributkastell ein Fremdkörper war.

Das auf Pombar erstreckte sich über eine Grundfläche von 1,2 auf 1,8 Kilometer, war im Schnitt über hundert Meter hoch und besaß einen fünfhundert Meter durchmessenden, kreisförmigen Innenhof, der stets vollständig leer zu sein schien. Zu sehen war er allerdings lediglich aus großer Höhe, etwa beim Landeanflug mit einem Raumschiff.

Wenige hundert Meter vom Kastell entfernt glomm auch jetzt völlig unbeeindruckt das Auge Anguelas auf seiner riesigen goldenen Säule.

Ikanema hatte den Glauben an die gütige Macht, die über Tradom und seine Völker wachte, nicht verloren. Es mochte seinen Sinn haben, dass Anguela ihm manchmal nicht beigestanden hatte. Vielleicht war Anguela der Fahne stärker verpflichtet, die an der dreißig Meter hohen goldenen Standarte vor der Säule wehte.

Sein Blick glitt nach Norden. Dort waren endlose Kilometer voller Fertigungsstätten und Forschungslabors zu sehen, in denen der Reichtum Pombars erwirtschaftet wurde. Der wichtigste Raumhafen des Planeten schloss sich mit gut 50 Kilometern Durchmesser nördlich dieser Industrieregion an, während sich im Süden hauptsächlich die malerischen Wohnhäuser der Pombaren befanden.

Die Vergrößerungsfelder zoomten auch weiterhin automatisch die Ausschnitte heran, die der Landesherr anvisierte, und er schaute unwillkürlich zweimal hin, als sein Blick auf dem Marktplatz vor der Zitadelle auf ein seltsames Wesen fiel, wie er es noch nie gesehen hatte. Es war etwa einen Meter groß, und der Kopf war mit rötlich braunem Fell bedeckt. Die großen, runden Ohren saßen seitlich in voller Höhe des Kopfes. In der spitz zulaufenden Schnauze blitzte ein einzelner, großer Zahn auf.

Das Pelzwesen trug eine gelbe Montur, die sich eng um seinen gesamten Körper schmiegte, auch um den stark verdickten Unterleib. Aus einer Öffnung am Steiß lugte ein breiter, abgeplatteter Schwanz hervor, der bis auf den Boden reichte.

Die einzigen weiteren unbekleideten Körperteile des Wesens waren die fünfgliedrigen, zierlichen Hände. Auch sie waren mit rötlich braunem Fell bedeckt.

Die Gestalt befand sich in Begleitung zweier ebenso seltsamer Roboter. Auch solche Modelle hatte Ikanema Two nie zuvor gesehen.

Sie waren dreimal so groß wie das Pelzwesen und wirkten überaus klobig, schwerstgepanzerte Maschinen mit gedrungenen, massigen Körperchassis und kurzen, ungelenken Stummelbeinen.

Das kleine Pelzwesen zwängte sich vor dem Andenkenstand, der zur Zitadelle gehörte, durch die Menge. Große Mühe bereitete ihm das kaum. Die anderen Touristen und Schaulustigen, die sich auf dem Marktplatz drängten, wichen ihm aus, kaum dass sie die beiden Roboter sahen, die es flankierten.

Immerhin - *echte* Fremde, das war für einen weit gereisten Archäologen wie ihn selten geworden.

»Eiter?«, riss Tassoli ihn aus seiner Betrachtung. »Bist du schuldig?«

Ikanema lachte leise auf. »Ich weiß doch nicht einmal, was man mir vorwirft!«

Tassolis Blick wich nicht von ihm.

»Ja«, bekannte Ikanema, »ich bin *tatsächlich* schuldig.«

Sein jüngstes und fähigstes Kind prallte entsetzt zurück.

Der Landesherr spreizte die Arme, und auf sein Brustgesicht legte sich der Anflug eines Lächelns.

»Ich erinnere mich daran«, sagte er, »dass ich als junger Pombare schon einmal hier im Turmzimmer gestanden habe, am Vorabend meiner eigenen Reise zum Planeten Zaujanji, mit der damals, vor so vielen Jahren, das Verhängnis begann ...«

»Was hat das mit deinem Verrat zu tun?«, fragte Tassoli. »Mit den reichsfeindlichen Aktivitäten?«

»Alles ... und nichts«, sagte Ikanema. Und der alte Landesherr schickte sich an, seinem jüngsten Kind die ganze Geschichte zu erzählen ...

### *Vergangenheit: Ascarde*

Wie du, Tassoli, war auch ich der jüngste Spross meines Eiters. Und wie du war ich der intelligenteste, der begabteste, derjenige, der am ehesten nach dem berühmten No Two kam.

So ist das nun einmal bei uns Pombaren. Jedes nachfolgende Kind ist normalerweise ein wenig klüger als das, das vor ihm geboren wurde. Es ist keineswegs ungewöhnlich, dass der jeweils jüngste Spross auch der begabteste ist, wie du ganz genau weißt.

Hast du meinen Eiter noch gekannt, Tassoli? Es ist so lange her, alles verschwimmt im Dunkel der Vergangenheit, im Nebel der Erinnerung ...

Aber wie dem auch sei, du weißt natürlich, dass No nicht nur mein Eiter, sondern ebenso mein Vorgänger als Landesherr war. Und dass er ein weiser und gerechter Herrscher war, vom Volk des Planeten Pombar geliebt wie die gesamte Herrscherfamilie unserer Welt.

Meine Familie und ich, alle direkte Nachkommen des Herrschers No, residierten in der Zitadelle oberhalb der prächtigen Millionenstadt Barloff, der Hauptstadt des Planeten. Und als ich an diesem Abend hier in diesem Turmzimmer stand und auf die Stadt hinabschaute, da dachte ich mit Inbrunst in meiner jugendlichen Brust: *Hier lässt es sich leben. Die Welt der Pombaren ist in Ordnung!*

Doch mir war ein wenig schwer um die Seele in meiner Brust. Ich liebte Pombar und Barloff, ich fühlte mich sehr wohl hier, und meine Geschwister akzeptierten mich. Aber schon seit planetaren Monaten, wenn nicht sogar Jahren, lag eine schwere Last auf meinem Brustgesicht.

Denn ich war der jüngste Spross der Herrscherfamilie, definitiv das begabteste Kind von sechs Geschwistern, und mein Eiter hatte bereits zu diesem frühen Zeitpunkt vorgeschenkt, dass ich einmal sein Nachfolger werden sollte.

Doch der Landesherr von Pombar benötigte eine gute Ausbildung, und es war beschlossene Sache, dass ich auf dem 90 Lichtjahre entfernten Planeten Zaujanji einige Jahre lang das Studium der galaktischen und planetaren Ökonomie betreiben würde.

Falls ich dieses Studium erfolgreich bestand - immerhin eins der schwierigsten im Siepan-Sektor, und wohl auch im benachbarten Mintanz-Sektor -, hatte ich beste Aussichten, eines Tages die Nachfolge meines Eiters anzutreten.

Ich würde das kleine Paradies, das die Stadt Barloff für mich war, am kommenden Morgen verlassen.

Aber nicht deshalb lag die schwere Last auf der Seele in meiner Brust. Sondern Wegen dem, was ich aufgeben würde, sollte ich meine Ausbildung antreten.

Denn schon damals, Tassoli, galt meine ganze Leidenschaft der Archäologie. Man sagte mir zwar auch ein ausgeprägtes Talent für Wissenschaft und Technik nach, aber das war nur eine Begabung, kein Interesse.

Doch ich war der junge Thronfolger. Schon als mein Eiter mich zum ersten Mal ins Turmzimmer mitgenommen hatte, hatte er mir klar gemacht, dass dieses Privileg kein Luxus, sondern eine Verpflichtung war. Und ich war bereit, das Studium der Ökonomie zu absolvieren. Ich war zu diesem großen Opfer bereit, das ich für mein Volk erbringen musste.

Ich hatte natürlich auch Angst vor der Trennung von meinem Laokaon. Mein Eiter hatte mir versichert, dass ich meinen *Seelenspiegel*, jenen Pombaren, dem ich mit Herz, Seele und Verstand äußerst eng verbunden war, nicht mehr vermissen würde, sobald ich meinen Heimatplaneten verlassen hatte, dass dieses enge Band nur auf Pombar selbst Bestand hatte. Nur ... so recht glauben konnte ich ihm nicht.

Als ich vor all diesen Jahren im Turmzimmer stand, nahm ich also traurig Abschied - aber nicht nur von Barloff oder Pombar oder meinem Laokaon, sondern hauptsächlich von der Zukunft, die ich für mich erhofft und nun freiwillig aufgegeben hatte.

Ich wandte den Blick nach Norden. Das Vergrößerungsfeld zoomte ein riesiges, walzenförmige Raumschiff heran, das sich langsam auf ein Landefeld des Raumhafens senkte. Trotz seiner Größe und Unförmigkeit wirkte es irgendwie leicht und grazil, als es schwerelos immer tiefer sank.

»Vergrößerungsfeld aus!«, sagte ich und wandte mich ab.

Das war die AUGENSTERN, der Passagierraumer, der mich am nächsten Morgen nach Zaujanji bringen würde.

\*

Die AUGENSTERN war riesig, schmutzig und unpersönlich.

Ich wusste, wie viele CE-Tradicos mein Eiter für die Passage bezahlt hatte, und mir war vom ersten Augenblick an klar, dass man uns betrogen hatte.

Die Besatzung bestand hauptsächlich aus Saralern, und einer von ihnen nahm mich an der Schleuse in Empfang, plusterte kurz sein Riechorgan vorn auf der Stirn auf, um meine Körperfürdungen ein für alle Mal zu speichern, fragte mich nach meinem Namen und der Passage-Kodenummer und überprüfte dann die Daten auf seinem tragbaren Rechner.

Er nickte stumm und forderte mich mit einer Geste auf, ihm zu folgen.

Saraler kommunizieren fast ausschließlich nur untereinander, nicht mit anderen Spezies. Das liegt an dem komplexen Beziehungsgeflecht, das sie untereinander aufgebaut haben. Saraler sind nicht nur viergliedrig, sondern auch viergeschlechtlich, was zu schwierigen und spannungsgeladenen gesellschaftlichen Beziehungen führt, und unterhalten sich in Anwesenheit Außenstehender prinzipiell nicht über sexuelle Belange. Da in ihrer Gesellschaftsstruktur praktisch fast alle Probleme auf ihre komplizierte Sexualität zurückzuführen sind, sprechen sie mit Wesen anderer Gattungen so gut wie gar nicht.

Sie verbreiten zwar durch ihr natürliches Verhalten die Aura einer hochmütigen Erhabenheit, üben ihre Pflichten jedoch gewissenhaft aus und sind deshalb im Reich Tradom sehr beliebte Dienstleister. Aber das weißt du ja sicher selbst.

Der Saral, der sich mir nicht einmal vorstellte, führte mich in das Innere des Walzenschiffes. Sämtliche Gänge, durch die ich schritt, sahen für mich völlig gleich aus. Nachdem wir zwei Transmitter und drei Antigravschächte benutzt hatten, verlor ich völlig die Orientierung. Ein Korridor war für mich wie der andere, und bei mir stellte sich das Gefühl ein, in das Innere eines riesigen Fisches aus Metall geführt zu werden, der mich nie wieder ausspucken würde.

»Das ist der Passagierbereich«, sagte der Saral schließlich. »Hier befindet sich deine Kabine, und hier findest du sämtliche Annehmlichkeiten, die wir dir während des Flugs bieten können. Kantine, Räume zur Körperertüchtigung, zum geselligen Beisammensein, Bars, in denen Getränke und Rauchwaren angeboten werden ...«

Er drückte mir einen Lageplan in die Hand, der aussah wie die Urinspur eines Wachternes auf gefrorem Raureif.

Meine Kabine war ... ein Verschlag. Die Wände, der Boden und die Decke waren so kahl wie die Gänge, durch die ich dem Saral gefolgt war. Sie bestanden aus einem Kunststoffmaterial, das so grau wie die lederartige, haarlose Haut der Saraler und genauso grob und hart war.

Die Nasszelle war keine Zelle, sondern ein leicht erhöhter und umrandeter Boden ohne Wände. Sollte ich die Dusche benutzen - was ich natürlich niemals tun würde! -, stünde innerhalb kürzester Zeit die gesamte Kabine voll mit abscheulicher Flüssigkeit. Das Bett war eine Pritsche auf halber Körperhöhe und die einzige Gelegenheit, das Gepäck unterzustellen. Es gab in diesem Raum, in dem ich mich nicht drehen konnte, ohne mit dem Hinterteil gegen eine Wand zu stoßen, weder einen Schrank noch eine Kommode oder sonst ein Möbelstück.

Ich verstautete die Tasche, schaute mich in dieser Zelle um, die kaum größer war als ich selbst, und sah mir den Plan an, den der Saral mir gegeben hatte.

Der »Raum zum geselligen Beisammensein« kam mir ganz interessant vor. An Bord dieses Schiffes befanden sich Tausende anderer Passagiere, und ich wollte zumindest einige kennen lernen, um mehr über die Vielzahl der Wesen des Reiches Tradom zu erfahren. Zahlreiche Spezies waren mir natürlich aus den Handelszentren meiner Heimatwelt bekannt.

Ich *musste* sie kennen lernen, um nicht vor Langeweile zu sterben. Der Passagierraumer war ein ziviles, kein militärisches Schiff, und seine Geschwindigkeit war eher gering. Zwar ging die Reise nur über neunzig Lichtjahre, aber unterwegs klapperte das Schiff mehrere Planeten ab, um Passagiere aufzunehmen oder abzusetzen. Zumindest war das der Plan.

Was bedeutete, dass diese unerträgliche Passage umso länger dauern würde.

Außerdem spürte ich schon die Einsamkeit, unter der Pombaren stärker leiden als Wesen anderer Spezies. Der Kuscheltrieb löste eine starke Sehnsucht nach fast permanentem Körperkontakt mit Angehörigen des eigenen Volkes aus. Ich war aber, soweit ich wusste, der einzige Pombare an Bord, und mir war mittlerweile jegliche Gesellschaft recht.

Ich verließ die Kabine, um den »Raum

zum geselligen Beisammensein« aufzu suchen.

Schon dreißig Schritte später hatte ich mich heillos verirrt.

\*

Alle Gänge waren so niedrig, dass ich unablässig befürchtete, mit dem Kopf gegen die Decke zu stoßen. Kein Wunder, die Saraler waren nur drei Viertel so groß wie ich, und obwohl die gewaltige Walze als Passagierschiff konzipiert worden war, schien bei der Planung die Sparsamkeit eine große Rolle gespielt zu haben. Je niedriger die Gänge, desto mehr Decks konnten eingezogen werden, und das war gleichbedeutend mit einer höheren Beförderungskapazität und damit höheren Gewinnen für die privaten Eigner.

Vor mir zweigten zwei Korridore ab. Ich suchte vergeblich nach Schildern, Tafeln oder Holos mit Richtungshinweisen.

Beide Gänge waren so grau wie der, in dem ich mich befand.

Ich wählte den linken und ging bis zur nächsten Abzweigung. Zwei weitere graue Gänge.

Ich versuchte, mich anhand des Plans zu orientieren, den der Saral mir in die Hand gedrückt hatte, konnte ihm jedoch nicht den geringsten Sinn entnehmen.

Zwar scheute ich die Anstrengung, doch ich sah keine andere Möglichkeit mehr: Ich richtete meine langen, bis zur Hüfte hinabfallenden Haare wie einen Strahlenkranz auf und gab mit den Gaumen klickende Geräusche von mir. Im nächsten Augenblick fingen meine Haare die Ultraschallwellen wieder auf, und für meine nun vollständig dreidimensionale Sicht gab es keine toten Winkel mehr.

Aber mein Ultraschallsinn half mir nicht weiter. Ich ortete lediglich ein Labyrinth aus Gängen, die überall und nirgends hinzuführen schienen.

Ich senkte die Haare wieder.

An eine der zahlreichen Kabinetturen zu klopfen, einen anderen Passagier nach dem Weg zu fragen kam mir nicht in den Sinn. Privatsphäre ist den Pombaren heilig.

Ich ging weiter und fuhr herum, als ich hinter mir ein leises Zischen hörte. Obwohl ich es sofort einordnen konnte, kam es mir unwillkürlich bedrohlich vor.

*Unsinn!*, redete ich mir ein. *Du bist nur nervös, weil du dich verlaufen hast. Seit wann fürchtest du dich vor Quintanen?*

Nun, man kann sich durchaus vor Quintanen fürchten. Aber sicherlich nicht vor diesen.

Es waren tatsächlich zwei der Insektenabkömmlinge, die sich mir näherten. Sie waren kleiner als ich, vielleicht anderthalb Meter groß. Ihre gepanzerten Körper leuchteten in hellem Blau.

Die auf Pombar sind ja meistens leuchtend rot gefärbt, doch Quintanen kommen in fast jeder Farbschattierung vor, wenn auch hauptsächlich in Grün oder Weiß. Ihre unterschiedliche Färbung ist nicht zuletzt auf ihre Anpassungsfähigkeit zurückzuführen. Die Quintanen stellen in Tradom die insgesamt zahlenmäßig größte Bevölkerungsgruppe und siedeln praktisch überall, wo man sie duldet oder haben will. Innerhalb weniger Generationen stellen sie sich genetisch auf jede neue Umgebung ein.

Und man will sie praktisch überall haben. Nicht nur in Barloff, sondern auch in vielen anderen Städten auf Tausenden Planeten sind sie nicht mehr wegzudenken.

Quintanen sind geborene Befehlsempfänger und daher als zuverlässige Arbeitskräfte sehr beliebt.

Aber sie können problemlos vom moralischen Weg abgebracht werden. Ihr soziales Gewissen orientiert sich stets an ihrem Umfeld. Daher kann man eigentlich nicht von den Quintanen sprechen. Was die eine Gruppe bedingungslos vertritt, bekämpft die andere vielleicht bis aufs Blut.

Und Quintanen sind auch als Soldner gefragt. Sie können sich vor einer potentiellen Kampfhandlung in den Zustand einer *Tollwut* hineinsteigern und gehen dann ohne Rücksicht auf ihr eigenes Leben gegen jeden Gegner vor. Doch dazu bedarf es eines sehr aufwändigen Vorgangs, über den Außenstehenden kaum etwas bekannt ist und der von den Quintanen bewusst mystisch verbrämt wird. Ohne diese Trance sind sie nur halb so angriffslustig.

Die beiden, bei denen es sich - wie ich hoffte - wohl um Besatzungsmitglieder der AUGENSTERN handelte, gehörten zu den kleineren Vertretern dieser Spezies. Nicht nur in der Färbung, auch im Körperbau unterscheiden die Quintanen sich schließlich gewaltig. Ihre Körper können bei einer Größe von einem Meter sehr gedrungen sein, aber auch ausladend kräftig und mehr als doppelt so groß.

»Ihr könnt mir sicher helfen«, wandte ich mich an sie. »Wie komme ich auf dem kürzesten Weg zum Gesellschaftsraum?«

Sie blieben kurz stehen und sahen sich an. »Echtsss, inksss, inksss, inksss, echtsss«, antwortete der eine dann.

Er artikulierte das Anguela-Idiom stimmlos, in zischenden Lauten, und ich konnte es kaum verstehen.

Beide bewegten ihre jeweils vier Arme synchron zu den Worten, aber so schnell, dass ich den Gesten keinen Sinn entnehmen konnte.

Bevor ich nachfragen konnte, huschten sie auf ihren jeweils zwei Beinen flink weiter.

Der Eindruck täuschte immer wieder. Man erwartete von Insektenabkömmlingen eine gewisse Behäbigkeit, doch das trifft auf Quintanen wirklich nicht zu.

Ich ging weiter, nahm die rechte Abzweigung, dann die linke, die linke, die rechte, die rechte.

Nur eins änderte sich - die Farbe der Gangverkleidung. Sie war plötzlich in hellem, geradezu knalligem Rot gehalten. Offensichtlich hatte es mich in einen sensitiven Schiffsbereich verschlagen.

Nach weiteren zehn Minuten gab ich es auf und rief über den Interkom Hilfe. In weiser Voraussicht waren in regelmäßigen Abständen Geräte des bordeigenen Sprechfunks an den Wänden angebracht.

Kurz darauf erschien ein Saral und führte mich wortlos zum Gesellschaftsraum. Ich versuchte, mir den Weg einzuprägen, doch es gelang mir nicht, zumal kein Standort angegeben war, an dem ich mich orientieren konnte.

\*

Der Gesellschaftsraum erinnerte mich an meine Kabine. Er war natürlich viel größer, aber fast genauso spartanisch eingerichtet. Das Mobiliar bestand aus mehreren Sitzgruppen, die um Tische postiert waren. Immerhin hatten die Eigner des Passagierraumers berücksichtigt, dass sie Wesen mit den unterschiedlichsten Körperperformen transportierten, und Antigravessel, Polsterkissen, Stühle verschiedener Größe und zahlreiche weitere Sitzgelegenheiten zur Verfügung gestellt.

Die Wände des Raumes waren so grau wie die der Gänge, und es kam mir hier genauso kalt und ungemütlich vor wie in der gesamten AUGENSTERN.

Drei nebeneinander liegende Sitzgruppen waren von etwa zwanzig Wesen unterschiedlicher Herkunft mit Beslag belegt worden, die sich um eine renhazsche Philosophin scharten.

Die meisten dieser Spezies waren mir vertraut. Ich sah einen Tark, einen behaarten Humanoiden mit dichtem braunem Fell. Er saß zurückgezogen auf einem Diwan. Als ein Kasate sich ihm näherte, ein ebenfalls humanoides Wesen, dessen riesige, verknöcherte Ohren in eine Gesichtsmaske übergingen, deren Knochenplatte den halben Schädel bedeckte, vertrieb er ihn mit bellenden Lauten. Tark blieben gern unter sich.

Der Kasate ging zu einem Motim, einem über zwei Meter großen Humanoiden mit runzeliger Haut, dessen gewaltiger, herzförmiger Kopf in Erwartung eines belanglosen Gesprächs freundlich nickte.

Ein Sirt stand einem Woslit gegenüber. Diese beiden Spezies gehörten zu den seltsamsten, die ich auf meinen wenigen Reisen jemals gesehen hatte.

Der Sirt war nur knapp über einen Meter groß. Er wirkte auf mich überaus unförmig, was allerdings daran lag, dass sein eigentlicher Körper unter einem klumpenförmigen Biopanzer verborgen war. Nur das Gesicht des Wesens ließ eine gewisse Mimik erkennen.

Und der Woslit bestand praktisch nur aus einem pyramidenförmigen Kopf, der von vier dicken Muskelsträngen getragen wurde und dem zahlreiche tentakelartige Auswüchse unterschiedlicher Größe entsprossen. Zwei kreisrunde Augen saßen auf etwas dickeren Auswüchsen, die sich in Richtung des Sirts drehten.

Aus dem Mund des Wosliten, der über die gesamte untere Hälfte des Kopfs verlief, tropfte unentwegt Schleim; der Mundraum eines Wosliten muss ja stets feucht sein, daher die übermäßig starke Speichelproduktion. Der Woslit schwankte kurz, als er mit drei seiner vier Muskelstränge, die ihn trugen, den Sirt berührte. Das war einer zu viel; im letzten Augenblick gelang es ihm, sich mit einem Strang abzustützen und das Gleichgewicht zu bewahren.

Er leckte mit der langen Zunge verlegen über die stets leicht geöffneten, hornigen Lippen, ließ sich in seinem Gesprächsfluss aber nicht unterbrechen.

Ein Schlomm stand weit abseits von allen anderen in einer Ecke. Er trug ein weites Gewand, das seinen gesamten Körper verbarg, allerdings nichts gegen seinen stechenden, unangenehmen Körpergeruch ausrichten konnte, den ich sogar hier an der Tür wahrnahm. Natürlich umschwirrten ihn die sieben Aasfliegen, die sich an Bord des Raumschiffs verirrt hatten.

Mehrere Lurikx krochen durch den Raum. Auf den Köpfen der kleinen, gliedmaßenlosen Geschöpfe mit den übergrößen Augen saßen winzige Tentakel, die unablässig hin und her wippten.

Mein Eiter hielt früher auch eine Hand voll von ihnen in der Zitadelle, daher wusste ich, dass sich empfindliche Sinnesorgane in den Tentakeln befanden, die den Schmutz wahrnahmen, der den Lurikx als Nahrung diente.

Lurikx sind sehr praktische Helfer. Sie lassen sich leicht auf spezifische Unratarten dressieren, die sie dann vertilgen, und ihre Ausscheidungsprodukte gelten bei einigen Spezies in Tradom als wohlschmeckende

Delikatessen, die sich zu hohen Preisen verkaufen lassen.

Ich richtete meine Aufmerksamkeit auf die renhazsche Philosophin. Auch diese tonnenförmigen Wesen, die nach Belieben Extremitäten ausfahren können, waren mir wohlvertraut. Mein Eiter beschäftigte sogar zur Zeit meiner Reise mehrere von ihnen als Lehrer, aber auch bei den Führungen durch die Zitadelle, die zu einer wahren Touristenattraktion geworden waren.

Ihre unförmige körperliche Gestalt täuscht, wie ich seitdem weiß. Die Philosophinnen der Renhaz haben sich der Vermittlung von Wissen in allen Ausprägungen verschrieben und sind auf ihren jeweiligen Spezialgebieten buchstäblich wandelnde Lexika. Ansonsten sind Renhaz sehr angenehme Zeitgenossen.

Der Fachbereich dieser Reisenden schien die Literatur zu sein. »In der Erzähltheorie unterscheidet man die Ich-Erzählung von der Er-Erzählung«, erläuterte sie ihrem mehr oder weniger gespannt lauschenden Publikum. »Ein Roman wird von einem Erzähler erzählt. Der Erzähler ist eine vom Autor geschaffene Instanz ...«

Ich nahm etwas abseits der Sitzgruppen Platz und lauschte nur mit halbem Ohr. »... mit der einzigen Aufgabe, eine Geschichte zu erzählen. Der Erzähler ist also nicht identisch mit dem Autor...«

Kaum hatte ich es mir einigermaßen bequem gemacht, als sich aus dem Kreis der Zuhörer eine Rishkanische Kara erhob. Sie schlenderte gemächlich zu mir herüber.

»Darf ich mich zu dir setzen?«, fragte sie. »Dieser ... Exkurs ist nicht ganz nach meinem Geschmack.«

»Bitte«, sagte ich und deutete auf die freien Sitzgelegenheiten.

Die Kara war beträchtlich kleiner als ich, vielleicht anderthalb Meter groß, bewegte sich aber so geschmeidig, dass ich das, was man über sie erzählte, vorbehaltlos glaubte. Rishkanische Kara galten als extrem wendige Kämpfer mit großer Körperkraft. Davon kündeten auch die stämmigen Beine und die vier muskulösen Arme.

Dass es sich bei diesem Bewohner des Planeten Rishkan um ein weibliches Exemplar handeln musste, war mir sofort klar, auch wenn ihre vier kleinen, als Doppelpaar übereinander angeordneten Brüste unter ihrem gar nicht so weiten Gewand kaum zu erkennen waren.

»... der Erzähler ist Teil der Fiktion, also das fiktive Aussagesubjekt«, fesselte die Philosophin ihre Zuhörerschaft weiterhin.

Weibliche Kara sind in ganz Tradom häufig anzutreffen, doch männliche verlassen ihre Heimat so gut wie nie. Sie sind fern von Rishkan und ohne weibliche Fürsorge hilflos. Es sind stets die weiblichen, die ins Reich ausziehen, und zwar lediglich junge. In der Regel kehren sie spätestens, wenn sie ihre zweite Lebenshälfte erreicht haben, in die Heimat zurück und widmen sich der Gemeinschaft.

»... die Besonderheit der Ich-Erzählung ist, dass der Erzähler mit einer Figur auf der Handlungsebene identisch ist, also eine Geschichte erzählt, die er selbst erlebt hat...«

»Du interessierst dich nicht für Literatur?«, fragte ich.

»Doch, schon«, erwiderte sie. »Aber nicht in solchem Maße. Ich bin übrigens Ascarde.«

Irgendwie wirkte die Kara auf mich fremdartig. Sie besaß ein stark ausladendes Hinterhaupt, so dass mir ihr Gesicht klein und nach unten verschoben erschien. Statt einer Nase zierten es drei übereinander angeordnete Riechöffnungen, und die Ohrmuscheln waren sehr lang und schmal. Ihr feuerrotes, ganz kurz geschnittenes Haar erinnerte mich an eine Stahlbürste. Doch ihre großen, mandelförmigen, hellgrauen Augen waren wunderschön und funkeln vor Intelligenz und Mitgefühl.

»... der Er-Erzähler ist an der Handlung nicht beteiligt. Er erzählt sie. Er ist objektiv und mehr oder weniger allwissend ...«

Ich stellte mich ebenfalls vor und fragte: »Ist das deine erste Reise?«

Ascarde lachte hell auf, ein Geräusch, das so gar nicht zu ihrem eher stämmigen, grobschlächtigen Körper passte. Aber nicht der geringste Hohn oder Spott schwang darin mit, höchstens eine gewisse Erheiterung ... und vielleicht Sehnsucht.

Fernweh ...?

Ein Lächeln legte sich auf ihr kleines Gesicht, und ihr feuerrotes Haar schien sich leicht zu kräuseln. »Nein, ich bin schon weit herumgekommen, sehr weit.« Ihr Blick wirkte plötzlich entrückt. »Ich habe sogar schon das Auge Anguelas selbst gesehen.«

»Das Auge Anguelas?«, wiederholte ich. Aber nicht ungläubig - ich bezweifelte keinen Herzschlag lang, dass die Kara die Wahrheit sprach -, sondern ehrfürchtig. »Und?«

»Und was?«

»Und wie ist Anguela?«

»Du meinst die göttähnliche, alles beschützende Macht, die alles sieht und für die Lebewesen in ihren Galaxien sorgt und angeblich im Auge ihren Sitz hat?«

»Natürlich. Was denn sonst?«

Ascarde schüttelte bedauernd den Kopf. »Ich kann dir diese Frage nicht beantworten. Anguela hat sich mir nicht offenbart. Ich habe nur eine Glutzone von etwa 5000 Lichtjahren Durchmesser gesehen, die Teil der Sternenbrücke zwischen Tradom und Terelanya ist.«

Die Seele in meiner Brust war plötzlich kalt und leer. »Anguela, du alles beschützende Macht...«, murmelte ich.

»Aber das heißt natürlich nicht, dass Anguela nicht existiert«, sagte Ascarde schnell. »Wie könnte die Macht sich auch jedem offenbaren, der zufällig in ihrer Nähe weilt? Anguela ist mit jedem von uns, mit jedem in Tradom, Terelanya, Terenga und Irsatur, den Galaxien des Auges, nicht nur mit denen, die am Auge selbst weilen.«

»Du hast natürlich Recht«, sagte ich.

Ich tadelte mich, dass ich an Anguela gezweifelt hatte, und Ascardes Worte machten mir klar, wie wenig ich überhaupt wusste. Nicht nur über die gütige Macht, sondern auch über die Galaxien des Auges. Diese vier Namen waren im Grunde leere Begriffe für mich. Schon allein Tradom ist so riesig groß, dass ein einzelnes Gehirn nicht einmal die Namen des tausendsten teils aller bewohnten Welten behalten kann.

Es war seltsam, und ich habe so etwas nie wieder erlebt, aber vom ersten Augenblick an verspürte ich eine innige Vertrautheit mit Ascarde, so als würde ich sie nicht erst seit wenigen Minuten, sondern seit Jahren kennen.

Während die renhazsche Philosophin von entpersonifizierten Erzählern und neutralen Vermittlungsinstanzen berichtete, von mimetisch-fiktionalen und diegetisch-fiktionalen Erzählweisen, erzählten wir uns von unseren Völkern und aus unserem Leben.

Ascarde erkundigte sich nach meinem Brustgesicht. Also erklärte ich ihr, was es damit auf sich hatte.

»Wir Pombaren sind eingeschlechtlich«, sagte ich, »und das faustgroße Gesicht auf unserer Brust hat etwas mit unserer Fortpflanzung zu tun.«

»Es ist eine Kopie deines Gesichts«, stellte Ascarde fest, »und mir ist aufgefallen, dass es entweder die Mimik deines eigentlichen Gesichts vollständig nachvollzieht oder aber dein Gesicht ausdruckslos bleibt und nur das Brustgesicht eine Regung zeigt... Aber der kleine Körper unterhalb des Brustgesichts ist nicht beweglich, oder? Er ist vollständig mit dem Hauptkörper verwachsen ...« Die Kara hielt inne. »Verzeih mir bitte! Vielleicht ist es dir unangenehm, darüber zu sprechen. Viele Völker Tradoms unterliegen einem Tabu, wenn es um ihre Fortpflanzung und die damit zusammenhängenden Riten und Gebräuche geht...«

»Oh nein«, erwiderte ich, »es ist mir nicht peinlich. Wie gesagt, wir Pombaren sind eingeschlechtlich. Immer wenn sich Angehörige unserer Spezies berühren, kommt es zu einem Austausch genetischen Materials. Auf diese Weise nehmen wir fremde genetische Bestandteile auf, die von speziellen Rezeptoren in den Brustkörper transportiert werden. Das ist auch der tiefere biologische Sinn des ausgesprägten Kuscheltriebs der Pombaren, von dem du vielleicht schon gehört hast.«

Ascarde nickte. »Und wie lange geht ihr... schwanger?«

»Das lässt sich nicht so einfach beantworten. Wenn ein Pombare fühlt, dass *seine Zeit* kommt, wenn das Alter und das Umfeld stimmen, entwickelt das Brustgesicht allmählich eine eigene Seele. Dann wächst der Körper heran, und wir müssen ihn schützen. Dann darf alles Mögliche passieren, nur kein Schlag vor die Brust.«

»Und wie lange dauert dieser Zustand?«

»Im Verlauf von sieben Monaten bildet der Brustkörper sich vollständig aus und nabelt sich dann vom Hauptkörper ab. Dieser Prozess ist sehr... euphorisch für uns.«

»So ähnlich wie bei uns *Lebenden* ein Orgasmus, vermute ich.«

*Die Lebenden*, das war die Bezeichnung der Kara für sich selbst und gleichzeitig die wörtliche Übersetzung ihres Eigennamens.

»Dazu kann ich leider nichts sagen ... Mir fehlen die Vergleichsmöglichkeiten.« Ich lächelte schwach. »Jedenfalls kann es Jahre dauern, bis ein Pombare nach einer Geburt ein neues Brustgesicht und einen neuen Brustkörper entwickelt. Wenn du einmal einen Pombaren mit einer kargen Gesichtsmimik siehst, handelt es sich bestimmt um einen Eiter, dem das Brustgesicht zur mimischen Unterstützung fehlt. Das ist typisch für das Jahr nach einer Geburt.«

»Eine andere Frage«, sagte Ascarde. »Ich verstehe ja, dass dein Gewand brust- und bauchfrei ist. Aber die Pombaren sind eine hochzivilisierte Spezies von einem wichtigen Handelsplaneten. Warum trägst du dann Kleidung aus so grob gewobenem, kratzigem Stoff?«

Nun lachte ich laut auf. »Die Struktur dieses Materials dient auch zur Reinigung der Haut und erspart uns so manche Wäsche. Wir Pombaren sind sehr wasserscheu. Davon nehme ich mich übrigens nicht aus.«

»Ich wollte dir nicht zu nahe treten.« Ascarde lachte auch und hob ihre vier Arme. Ihre Hände hatten jeweils sechs Finger, die Hautfarbe war ein helles Braun.

»Das hast du auch nicht getan.«

»Ist das deine erste interstellare Reise?«

»Meine erste größere, ja.« Ich seufzte.

Ascarde schien die Melancholie zu spüren, die mich unvermittelt überkam, und wechselte von sich aus das Thema. »Wie gesagt, ich bin schon weit herumgekommen ...«

»Viele Kara scheinen durch Tradom zu reisen.«

»Ja. Nachdem wir uns entschieden haben...«

»Entschieden?«

Sie nickte ernst. »Wie alle müssen uns für den *Weg der Liebe* oder den *Weg des Blutes* entscheiden. Wer den Weg der Liebe geht, müht sich sein Leben lang um Frieden, wer den Weg des Blutes geht, kann nur die Gewalt zu seinem Lebensinhalt machen.«

»Aber...« Ich schluckte. *Mittelmaß scheint es bei den Kara nicht zu geben*, dachte ich. »Das hört sich für mich furchtbar an. Eine einzige Entscheidung, die das gesamte Leben bestimmt. Du kannst sie nicht mehr ändern?«

»Ich habe diese Entscheidung getroffen, und ich stehe zu ihr. Sie ist für mich verbindlich. Es gibt für mich nichts anderes als den Weg der Liebe.«

Ich glaubte ihr aufs Wort.

»Jede von uns«, fuhr Ascarde fort, »erhält bei ihrem Auszug aus der Heimat von den Priestern einen *Lebensstein* überreicht. In diesem Stück ist ihr Schicksal aufgezeichnet. Nur die Priester können aus dem Stein lesen. Und ich erhielt einst die Prophezeiung, ich würde mich dem Weg der Liebe weihen.«

Ich schwieg. Ich wusste, das war noch nicht alles.

»Wenn eine von uns stirbt, muss ihr Lebensstein in die Heimat zurückgebracht und im *Hügel der Sterne* begraben werden, während ihr toter Leib in Flammen aufgeht. Dann geht die Seele einer Kara in das *Unendliche Nichts von Anguela* ein.«

Ihr ernster, fast schon andächtiger Tonfall machte mir klar, dass diese religiöse Auffassung für Ascarde nicht nur so etwas wie eine Legende, sondern unabänderliche Wahrheit war.

Ascarde griff in eine Tasche ihrer Kombination und holte einen kleinen Lederbeutel hervor. Mit liebevollen, wenn nicht sogar ehrfürchtigen Bewegungen ihrer zwölf Finger öffnete sie ihn. Sie holte etwas daraus hervor, aber ich konnte nicht sehen, was, da sie die Hand darum geschlossen hielt.

Dann öffnete sie die Faust. Auf ihrer Handfläche lag ein wunderschön gemaserter Splitter eines Diamanten.

»Das ist mein Lebensstein«, sagte die Rishkanische Kara leise.

Ich betrachtete ihn stumm, und meine Seele in der Brust verspürte eine undefinierbare Ruhe, eine Freude, wie ich sie noch nie gekannt, einen Frieden, wie ich ihn noch nie empfunden hatte. Ich vergaß sogar das Opfer, das ich für mein Volk gebracht hatte, und schwelgte im Glanz der Liebe, die sich mir offenbarte.

»Ich empfinde genauso für dich«, vernahm ich wie aus weiter Ferne Ascardes Stimme.

Erst als sie den Stein wieder in den Beutel legte, konnte ich meinen Blick von ihm lösen. Ich sah Ascarde an. Hatte sie das wirklich gesagt, oder hatte ich mir das nur eingebildet?

Die Kara schwieg, und auch ich sagte nichts, um den Zauber des Augenblicks nicht zu zerstören.

Erst nach einer geraumen Weile setzten wir unser Gespräch fort. Und wir unterhielten uns wie Geschwister, wie Eiter und Kind, wie Seelenspiegel.

In diesem Punkt hatte mein Eiter übrigens Recht behalten. Ich vermisste meinen Laokaon überhaupt nicht.

Wir unterhielten uns noch, als die Philosophin der Renhaz und ihre Zuhörer schon längst in ihre Kabinen zurückgekehrt waren. Wir unterhielten uns noch, als ein Saral kam und uns fragte, ob er uns ein Frühstück bringen solle. Wir unterhielten uns bis in den neuen Morgen, den Mittag, den Nachmittag.

Zeit spielte keine Rolle. Unsere Reise war noch lang, und wir hatten uns gefunden. Die zwei Zwischenlandungen nahmen wir überhaupt nicht wahr. Wir waren nicht an die Bordzeit gebunden, konnten schlafen, wenn wir müde waren, und miteinander sprechen, wenn wir das Bedürfnis hatten.

Irgendwann am Abend brachte Ascarde mich zu meiner Kabine und ging dann zu ihrer weiter.

Ich legte mich voll bekleidet auf die Pritsche und spürte plötzlich, wie müde ich war.

Müde, erfüllt und glücklich.

Als ich einschlief, dachte ich, dass Anguela an diesem Tag vielleicht doch bei uns gewesen war. Vielleicht sorgte die gütige Macht auch für uns, indem sie uns Begegnungen vermittelte, wie ich eine mit Ascarde gehabt hatte.

Indem sie körperlich völlig unterschiedliche Wesen zusammenführte, die geistig miteinander verbunden waren.

Vielleicht war es das, was Anguela uns vermitteln wollte: dass es nicht auf den Körper ankam, sondern allein auf die Seele.

Als ich erwachte, gellten laute Sirenen durch das Schiff.

### *Vergangenheit: Piraten*

Einen Augenblick lang wusste ich weder, wo ich war, noch, wie spät es war. In der Kabine war es dunkel. Aber das ließ keine Rückschlüsse auf die Tageszeit zu, wie mir zögernd klar wurde, sondern lag daran, dass ich das Licht ausgeschaltet hatte, bevor ich mich schlafen gelegt hatte.

Ich konnte nicht allzu lange geschlafen haben, denn meine Gedanken waren ungeordnet und quälend langsam. Ich torkelte mehr zur Kabinentür, als dass ich ging. Irgendwo vernahm ich ein dumpfes Poltern. Ich wusste nicht, wie weit entfernt es war, aber es klang nicht allzu laut, und ich hielt es für einigermaßen ungefährlich, die Tür zu öffnen.

Ein fauchendes Geräusch ließ mich zurückschrecken. Gleichzeitig drang der Gestank von verbranntem Fleisch in meine Nase.

War auf der AUGENSTERN ein Feuer ausgebrochen? Waren wir kaum einen Tag unterwegs, und es war schon zu einer Katastrophe gekommen?

Lautes Geschrei ließ mich herumfahren. Am anderen Ende des langen Korridors tauchte ein Saral auf, dann ein zweiter. Laut kreischend rannten die beiden Besatzungsmitglieder auf mich zu, riefen etwas, das ich nicht verstand.

Und ihnen folgte ...

Ein riesiger, grobschlächtiger Körper, der wie ein formloser, massiger Sack wirkte, zusammengepappt aus Dutzenden Gewebebrocken, die einander überlappten, ineinander flössen und dabei zu einem Flickenteppich unterschiedlichster Färbungen wurden. Zahlreiche tückisch funkeln Augen waren über die Fleischmassen verteilt, und eine Unzahl von Gliedmaßen spross aus ihnen hervor.

Die meisten dieser Gliedmaßen umklammerten Handstrahler der unterschiedlichsten Form und wohl auch Wirkungsweise.

Das dunkle Grollen, das ich gehört hatte, stammte von diesem Wesen. Sein Körper war so riesig, dass das Geschöpf sich nur mit Mühe durch die Gänge des Schiffes zwängen konnte. Es schien seinen Körper sogar verformen, in eine eckigere Gestalt bringen zu müssen, um sich überhaupt durch den Korridor vorarbeiten zu können.

Was war das für ein Geschöpf? Ich hatte so eins noch nie gesehen. Etwa ein Mitreisender? Und warum schien er die Saraler zu verfolgen? Warum schwenkte er Waffen?

Er schwenkte sie nicht nur. Im nächsten Augenblick *schoss* er.

Der hintere Saral wurde von der Wucht des Energiestoßes meterweit durch die Luft geschleudert. Als er auf den Korridorboden schlug, war er eine schwelende Masse, die kaum noch Ähnlichkeit mit einem Lebewesen hatte.

Plötzlich wusste ich, woher der widerwärtige Gestank stammte, der mir in die Nase gedrungen war und nun immer penetranter zu werden schien.

Entsetzt sprang ich zurück, schlug die Kabinentür zu, verriegelte sie, flehte Anguela an, der unheimliche Fremde möge mich nicht gesehen haben, oder falls doch, sich nicht für mich interessieren, weil er es lediglich auf die beiden Saraler abgesehen hatte.

*Hör auf, dir etwas vorzumachen!*, wisperte es in mir.

Ich versuchte, gegen die in mir aufsteigende Panik anzukämpfen, und lauschte auf äußere Anzeichen, die meine Vermutung bestätigten. Auf ein Stampfen des Antriebs der AUGENSTERN, auf das Kreischen von Aggregaten. Ich wartete auf ein Schlingern des Schiffs, auf den Ausfall der künstlichen Schwerkraft oder vielleicht auch der Andruckabsorber.

Zumindest darauf, dass das Licht im ganzen Schiff erlosch und die Notbeleuchtung ihren trüben Schimmer verbreitete.

Aber nichts dergleichen geschah.

Trotzdem... Es gab eigentlich nur eine Erklärung für den Vorfall.

Der Raumer wurde geentert! Und zwar von Piraten!

Ein E'Valenter war dieses Wesen jedenfalls nicht. Und es hatte auch keine Dienstabzeichen oder Rangsymbole des Reiches getragen. Und die Bediensteten des Reiches erschossen doch nicht einfach jemanden, der überdies unbewaffnet war und ihnen den Rücken zuwandte!

*Oder die Besatzung meutert...*

*Oder ein Passagier hat einen Raumkoller bekommen und macht nun Jagd auf jeden, der ihm vor die Strahler kommt...*

»Blödsinn!«, flüsterte ich. »Und woher soll er die Waffe haben? Die Passagiere durften keine mit an Bord bringen. Und Besatzungsmitglieder können sich so leicht auch keine verschaffen ...«

Ich lauschte weiterhin. Das Poltern und die Schreie waren verstummt.

Was sollte ich tun?

In der Kabine warten und darauf hoffen, dass die Piraten sich wieder zurückzogen, bevor sie mich entdeckten? Lächerlich! Sie waren bestimmt mit Individualtastern ausgerüstet, und manche Passagiere waren für sie ein wertvolles Gut. Die Sklaverei war in ganz Tradom verbreitet, und bei dem Sohn eines Landesherrn bot es sich geradezu an, ein Lösegeld zu verlangen.

Nein, ich hatte nur eine Chance. Ich musste sofort handeln. Die Enterung der AUGENSTERN war in vollem Gange. Noch herrschte Chaos an Bord. Noch hatte ich eine Chance, vielleicht auf Besatzungsmitglieder zu stoßen, die sich zu einem Beiboot durchschlagen wollten.

Allein war ich verloren. Nur gemeinsam mit anderen würde mir die Flucht gelingen.

Ich öffnete die Kabinentür einen Spaltbreit und spähte hinaus.

Der Gang vor mir war leer. Bis auf zwei Leichen...

Der riesige Fleischberg hatte auch den zweiten Saral getötet. Offensichtlich hatte er ihn eingeholt; der Körper wies keinerlei Schusswunden auf, war aber nicht minder verunstaltet als der seines Artgenossen. Der Angreifer hatte sein Opfer praktisch in Stücke zerrissen.

Ich sah mich um, lauschte, nahm nichts Auffälliges wahr. Ich lief los, drückte mich gegen die Wand, als könne ich mich so vor einer Entdeckung schützen. Das war natürlich völlig unsinnig, doch mein Verstand arbeitete noch immer höchst unzulänglich.

Bei der ersten Abzweigung blieb ich stehen. Stumm verfluchte ich meine Nachlässigkeit. Ich hatte den Plan, der zu meiner Orientierung dienen sollte, in der Kabine liegen lassen!

Aber er hätte mir sowieso nicht geholfen. Ich hatte mich auch *mit* dem Plan innerhalb weniger Minuten hoffnungslos verirrt.

Ich versuchte, die Ruhe zu bewahren, aber die Angst war zu stark. *Weiter, einfach nur weiter! Fort von den Leichen, von diesem schrecklichen Ort!*

Dann hörte ich das Stöhnen.

\*

Es war ein furchterliches Geräusch, das in der Seele in meiner Brust Entsetzen und Schmerz hervorrief. Ein Hauch zwischen Leben und Tod, zwischen schwacher, kreatürlicher Hoffnung und abgrundtiefer Verzweiflung.

Ich bog um die Ecke.

Vor mir lag die renhazsche Philosophin, die uns im Gesellschaftsraum an ihren Kenntnissen über Literatur hatte teilhaben lassen.

Das tonnenförmige Wesen hatte noch versucht, einige Pseudopodien auszufahren, wahrscheinlich, um sich vor dem Angreifer zu schützen. Sie ragten aus dem Leib hervor wie dürre, karge, verkrümmte Zweige eines absterbenden Baumes, der sich für den letzten Sturm wappnen wollte, obwohl er keine Chance hatte. Doch kein Lebewesen gab die Hoffnung auf, und die Philosophin hatte bis zum Letzten gekämpft.

Der Mörder hatte ihr den Leib aufgerissen, die dicke, lederartige Haut durchtrennt, als bestünde sie nur aus hochwertigen Schmierstoffen für Triebwerke. Und er hatte es dabei nicht bewenden lassen. Er hatte - mit bloßen Tentakeln, wie ich vermutete - die schrecklichen Wunden weiter vergrößert.

Er wusste, dass sie sterben würde. Er wollte, dass sie langsam starb. Unter Qualen. Er hatte sie tödlich verletzt und einfach liegen lassen.

Ich konnte nichts für sie tun, hatte nicht einmal eine Waffe, mit der ich ihr Leiden hätte abkürzen können. Ihr leises Wimmern zerriss mir die Seele in meiner Brust, doch ich war völlig hilflos. Und ich war froh, dass sie mich nicht sah, dass sie nicht mehr sprechen konnte.

Ich schämte mich dieser Empfindungen, aber ich gestehe sie euch jetzt frei und offen ein, meine Kinder.

Ich ging weiter. Und sah die nächste Leiche. Die eines Tark. Es war mir unmöglich, die Angehörigen dieser Spezies voneinander zu unterscheiden, doch ich glaubte, den Tark aus dem Gesellschaftsraum wiederzuerkennen.

Eine Blutlache hatte sich um ihn ausgebreitet. Die Hälfte seiner Verletzungen hätten ihn töten können. Die anderen waren ihm wohl nur aus Mordlust beigebracht worden.

*Was sind das nur für Wesen, die andere zum Spaß umbringen? Haben sie nie etwas von Anguela gehört?*

Leichen pflasterten meinen Weg. Und Sterbende. Ich stolperte buchstäblich über Dutzende Wesen, die vor und neben mir ihr Leben verloren oder es schon ausgehaucht hatten. Zahllose Verletzungen blieben unbehandelt: Meine Mitreisenden waren sich in ihren letzten Minuten oder Stunden selbst überlassen.

Vor mir hörte ich ein leises Zischen, dann plötzlich laute Schreie. Ich zögerte, blieb stehen.

Mir kamen Zweifel. *Warum lässt Anguela so etwas zu? Warum entzieht sie uns ihren Schutz?*

Dann hörte ich das Zischen auch *hinter* mir. Ich fuhr herum, erstarrte dann.

Es war ein ganz seltsamer Augenblick. Mir stockte das Herz in der Brust, und die Zeit schien einfach stillzustehen. Er währte nur einen Sekundenbruchteil, doch eine Ewigkeit schien zu vergehen. Jedenfalls kam es mir so vor.

Zumindest schienen die Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, für eine Ewigkeit zu reichen. Hätte eins der Wesen, die ich sah, einen Strahler in der Hand gehabt, ich hätte mir die Funktionsweise der Waffe in allen Einzelheiten in Erinnerung rufen können, ohne dass die Geschöpfe mir auch nur einen Schritt näher gekommen wären, so langsam verging die Zeit für mich.

Aber die Wesen trugen keine Waffen.

Sie benötigten keine.

Drei, vier Quintanen stürmten auf mich zu.

Große Quintanen.

Quintanen in tollwütiger Trance.

\*

Ich dachte nicht, ich rannte los. Auf die Schreie zu, das leise Zischen. Ich bog um eine Ecke, sah das Gemetzel, wollte herumwirbeln, zurücklaufen, hörte das wütende, hasserfüllte Zischen hinter mir, schloss die Augen, riss sie wieder auf und lief weiter.

Das Zischen vor mir war plötzlich unerträglich laut.

*Was geschieht hier?, dachte ich. Und: Anguela, wie kannst du mir das antun? Ich habe bislang ein behütetes Leben geführt. Wie kannst du mir die raue Wirklichkeit so unvermittelt, so grausam vor Augen führen? Oder soll das meine Strafe sein?*

Die Quintanen hatte eine Gruppe Passagiere eingekesselt und fielen über sie her. Wahrscheinlich handelten sie nicht einmal im Sinne ihres Auftraggebers, doch sie waren in Trance, ließen sich nicht mehr aufhalten.

Zwei von ihnen griffen den Motim an, den sanftmütigen Riesen, der sich so freudig mit dem Kasaten unterhalten hatte. Seine Schreie hallten hoch und dünn durch den Gang, und mir wollte es einfach nicht gelingen, das irrwitzig schrille Kreischen mit dem gewaltigen, grobschlächtigen Körper in Einklang zu bringen.

Die Quintanen zerrissen ihn bei lebendigem Leib. Einer hatte einen zangenförmigen Arm in Höhe des Oberschenkels in ein Bein geschlagen und rannte einfach weiter. Blutend brach der Motim zusammen, und drei weitere Rasende schlossen ihre Zangen jeweils um einen Arm, den Rumpf und den Hals des Motims.

Die Schreie erstarben abrupt.

Ich lief weiter. Klumpen aus dichtem braunem Fell prasselten auf mein Brustgesicht, die abgetrennte Zunge eines Wosliten schlug mir ins Gesicht, ein knochenhartes Stück Biopanzer eines Sirts prallte gegen mein Knie und brachte mich zu Fall. Ich schlug der Länge nach hin und entging damit der zuschnappenden Armzange eines Quintanen, rappelte mich wieder auf, lief.

Und lief.

Es war irrwitzig, ich lief um mein Leben, und doch bemerkte ich irgendwie, dass die zuvor grauen Wände und Decken plötzlich wieder in hellem Rot leuchteten. Der sensitive Bereich ...

Ich sah kurz zurück. Drei Quintanen hetzten hinter mir her. Einer war mir dicht auf den Fersen, die beiden anderen hingen etwas zurück.

Der Atem brannte in meinen Lungen, doch ich wurde nicht langsamer. Ich wagte es nicht. Reine Angst trieb mich weiter. Die Quintanen hätten mich in ihrer Raserei genauso zerfetzt wie die unglücklichen Passagiere.

Ich hörte ein Scharren von Chitin, wirbelte herum, sah, dass der Quintane *gesprungen* war, und konnte ihm mit knapper Not ausweichen. Ich spürte den Luftzug, mit dem der Insektenabkömmling Zentimeter neben mir auf den Boden prallte, riss den Arm hoch und schlug zu.

Der Zufall - oder Anguela! - stand mir bei. Meine Faust bohrte sich in den weichen Gliederring, der den gepanzerten Körper des Quintanen mit dem Hals verband. Ein hässliches Knirschen ließ mich zusammenzucken, und als ich feuchtes, warmes Gewebe auf meiner Haut spürte, musste ich mich vor Ekel fast übergeben.

Das Insektenwesen schlug mit allen vier Armen und den beiden Beinen um sich, riss den Mund auf, als

bekäme es keine Luft.

Das Scharren und Zischen hinter mir wurde lauter. Ich rannte noch schneller, bog um eine Ecke, sah mehrere Türen vor mir, wollte die erste aufreißen, doch sie war verschlossen. Die zweite ebenfalls, die dritte konnte ich öffnen. Ich schlüpfte in den dahinter liegenden, stockdunklen Raum, drückte die Tür wieder zu.

Schwer atmend lehnte ich mich gegen die Wand, lauschte auf Geräusche auf dem Gang. Das Scharren und Stampfen wurde lauter, dann wieder leiser.

Ich hatte es geschafft! Ich hatte die Quintanen genarrt!

Aber nein... Ich hatte mich zu früh gefreut. Die kratzenden Schritte der Insektenwesen kehrten zurück.

\*

Ich tastete nach einem Lichtschalter, fand keinen. Vielleicht war es ein Lagerraum, der nur von Robotern betreten wurde und in dem deshalb kein zusätzliches Licht nötig war; ich wusste es nicht.

Mit einem Mal konnte ich wieder klar denken. Abrupt wurde mir klar, welchen Fehler ich in meiner Panik fast begangen hätte.

Die Dunkelheit war aber ein gewaltiger Vorteil für mich!

Ich zog mich tiefer in den Raum zurück, richtete meine natürlich verwachsenen Haare wie einen Strahlenkranz auf. Dann klickte ich mit den Gaumen, zuerst leise, dann lauter.

Meine Haare reflektierten die Ultraschallwellen, und der Raum tat sich in vollständig dreidimensionaler Sicht vor mir auf.

Es war ein Lagerraum. In hohen Regalen an den Wänden waren Fässer mit hochwertigen Schmierstoffen und anderen Substanzen sowie kleine Container untergebracht. Weitere Behälter standen im Raum, würden mir vielleicht Deckung geben, falls die Piraten mir hier herein folgen sollten.

Ich hörte das Geräusch und sah gleichzeitig, wie die Tür geöffnet wurde. Die Quintanen hatten mich gefunden!

Ein Lichtschein fiel in den Raum, schien jedoch schon nach wenigen Schritten einfach im Dunkel zu versickern. Auch die Quintanen schienen keinen Lichtschalter zu finden, besaßen zudem keine Lampen. Es war mir nur recht.

Die Angst wollte mich zwar tiefer in den Raum treiben, doch die Vernunft sagte mir, dass ich den einzigen Vorteil nutzen musste, den ich hatte. Das Aufstellen der Haare kostete sehr viel Kraft; in meinem geschwächten, erregten Zustand würde ich es nicht sehr lange durchhalten.

Ich huschte zurück zur Tür, blieb im Schatten der Wände, Regale und Container. Die beiden Quintanen zeichneten sich meinen Augen als verschwommene Umrisse vor dem Lichtviereck ab.

Mein Ultraschallsinn erfasste sie genau. Sie unterhielten sich aufgereggt und so schnell in ihrem zischenden Idiom, dass ich kein Wort von dem verstand, was sie sagten.

Sie sahen mich nicht in dem dunklen Raum, wohingegen ich sie dreidimensional wahrnahm. Doch als ich sie fast erreicht hatte, fuhren sie zu mir herum; sie mussten mich gehört haben.

Ich warf mich vor, prallte gegen das Metall der Tür. Pfeifend wich die Luft aus meinen Lungen, und ein glühend heißer Schmerz zuckte durch meine Schulter - doch die Tür fiel zu, wie ich es erhofft hatte.

Nun war es wieder völlig finster.

Ich kroch schnell weg, stieß mit den Haaren gegen einen Behälter, verlor kurz die Orientierung, doch dann nahm ich die Insektoide wieder deutlich wahr. Sie richteten ihre Waffe auf die Stelle, an der ich gerade noch gelegen hatte, schossen.

*Ins Leere.*

Ich sprang hoch, rempelte den ersten Quintanen an. Er griff mit allen vier Armen um sich, suchte Halt, fand keinen, stürzte. Ich trat ihm in eine Gelenkkehle. Chitin knirschte und brach dann unter der Wucht meiner Bewegung. Das Wesen schrie schrill und gellend auf.

Schon wirbelte ich zu dem zweiten herum, der seine Waffe durch das Dunkel schwenkte. Fast hätte ich gelacht, so unbeholfen sah er aus, als er den Kopf drehte, um mich ausfindig zu machen.

Aber er blieb eine tödliche Gefahr, auch ohne den Strahler in seiner Hand. Er war mir kräftemäßig weit überlegen - und er war nicht allein.

Ich verdrängte den Gedanken, dass er jederzeit Unterstützung von einem seiner Konsorten bekommen konnte, suchte nach dem Strahler, den der erste Quintane verloren hatte, fand ihn in meiner Aufregung nicht.

Das Insektenwesen schoss. Aus reiner Verzweiflung, vermutete ich, blindlings, um mich vielleicht im Licht des Energiestrahls auszumachen, doch Anguela schien sich von mir abzuwenden. Ich spürte die fürchterliche Hitze an meiner Seite, obwohl der Pirat mich gar nicht getroffen, nur zufällig in meine grobe Richtung gezielt hatte, und ließ mich fallen, tauchte unter dem Schuss hinweg.

Mit drei, vier Schritten war ich bei dem Quintanen, er hörte wohl meine Annäherung und schrie vor Angst schrill auf, riss den Arm mit der Waffe herum, doch es war zu spät. Ich hatte ihn erreicht, legte alle Kraft in einen einzigen Schlag - und verfehlte die verletzbare Stelle am Halsansatz.

Das Insektenwesen ging in die Knie, griff mit den Armen um sich, streifte mich mit einem, bekam mich aber nicht zu fassen. Das gab mir die Zeit für einen zweiten Schlag, und nun traf ich den Gliederring, trieb die Faust erneut in die Weichteile, bis sie tief im Körperinneren auf Widerstand traf.

Der Quintane kreischte einmal laut auf und lag dann still.

Schwer atmend stützte ich mich an der Wand ab, sog die köstliche Luft in die Lungen, versuchte, wieder zu Atem zu kommen.

Die Ruhepause währte nur wenige Sekunden. Dann wurde die Tür des Raums erneut geöffnet.

Der Quintane sah mich sofort.

Und auch seine beiden Artgenossen, die auf dem Boden lagen, einer tot, einer vor Schmerzen wimmernd.

Der Pirat hob die Waffe in seiner Hand.

Er war klüger als seine Kumpane. Er tastete mit zwei seiner vier Arme so lange, bis er tatsächlich einen Schalter gefunden hatte, mit dem er die Beleuchtung einschalten konnte.

Grelles Licht flammte auf. Ich stöhnte. Es war kein Raum ohne Kunstlicht.

Hatte ich zwei Feinde unter größten Mühen besiegt, nur um jetzt von einem dritten getötet zu werden?

Mein leises Lachen kam mir völlig fremd vor. Von einem dritten? Wie viele hatten die. AUGENSTERN geentert?

Wie wollte ich ihnen allen entkommen und gleichzeitig von dem Schiff fliehen?

Doch in der aufkommenden Verzweiflung entdeckte ich auch ein Fünkchen Hoffnung.

Ich starre den Quintanen aus weit aufgerissenen Augen an. Sein Gesicht mochte völlig starr sein, doch ich hatte den Eindruck, dass seine Züge von einem hasserfüllten Grinsen verzerrt wurden, als er den Strahler auf mich richtete.

Unwillkürlich wich ich einen Schritt zurück.

Der Pirat zögerte.

Ich trat noch einen Schritt zurück.

Der Pirat schoss noch immer nicht, obwohl er nur abzudrücken brauchte. Er konnte mich unmöglich verfehlen.

*Er spielt nur mit mir, dachte ich. Er will mich quälen, wird mich erst töten, sobald ich nah genug an einem Container oder Regal bin, um mich mit einem raschen Sprung in Sicherheit zu bringen.*

Ich trat einen Schritt zurück, und der Quintane ging einen vor.

Ich blieb stehen, und das Insektenwesen ebenfalls.

Das Spiel wiederholte sich. Noch ein Schritt und noch einer.

Ich war zu erschöpft, um mein Haar wieder aufzurichten, und wagte es nicht, den Blick von dem insektoiden Wesen zu wenden. Ich konnte nur erahnen, wo sich ein Behälter befand, der mir vielleicht für ein paar Sekunden Schutz bieten, das grausame Spiel nur kurz verlängern würde.

Der Quintane schoss. Ich spürte die Hitze des Strahls und schrie vor Schmerz gellend auf.

\*

Ich warf mich zurück, doch der Strahl hatte mich gar nicht getroffen. Er ließ hoch über mir die Decke schmelzen, und zwei, drei glühende Metalltropfen hatten mich versengt.

Und dann sah ich, wieso der Quintane mich verfehlt hatte, so unwahrscheinlich dies erschien. Eine andere Gestalt hatte sich gegen ihn geworfen und die Hand hochgerissen, mit der er die Waffe hielt.

Eine Gestalt, die ihm körperlich durchaus gewachsen war, wie ich nun feststellte, als sie ihn hochstemmte und dann mit unglaublicher Wucht zu Boden schleuderte. Bevor das insektoiden Wesen sich wieder aufrappeln konnte, war mein Retter über ihm und deckte seinen Gliederring mit wütenden Schlägen ein.

Meine Retterin. Ascarde, die Rishkanische Kara.

»Nein!«, sagte ich entsetzt. »Nein!« Ich lief zu ihr.

Ascarde, die sich für den *Weg der Liebe* oder den *Weg des Blutes* hatte entscheiden müssen. Die den ersten gewählt und geschworen hatte, sich ihr Leben lang um Frieden zu bemühen. Die ihren Schwur soeben gebrochen und mir das Leben gerettet hatte.

»Warum?«, flüsterte ich. »Warum hast du den Weg der Liebe verlassen?«

Ich kannte die Antwort, und ich kannte sie doch nicht. Wir waren uns gerade erst begegnet. Ascarde hätte vielleicht, wäre uns mehr Zeit geblieben, eine gute Freundin werden können, doch sie war es noch längst nicht. Genauso wenig, wie ich ihr Freund war.

Für einen guten Freund würde man vielleicht seinen Weg aufgeben, doch für einen Fremden ...?

Warum also? Ich begriff es nicht.

In diesem Augenblick hätte ich mein Leben dafür gegeben, dass das alles niemals geschehen wäre und Ascarde auch weiterhin das Wort der Liebe in Tradom verbreiten könnte.

Die Kara starnte auf den toten Quintanen hinab, als würde ihr erst jetzt vollends klar, was sie getan hatte.

»Alle Kara müssen sich entscheiden ...«, murmelte sie.

Ich hörte das Scharren, das Zischen, und ich wandte mich um. Ich sah die Quintanenhorde, die von einem dieser riesigen Fleischberge angeführt wurde, ebenso erblickte ich die Waffen in ihren Greifzangen und Tentakeln.

Aber ich war viel zu müde, viel zu erschöpft, um noch einmal mein Heil in der Flucht zu suchen. Nicht nach dem, was gerade geschehen war.

Ich leistete keinen Widerstand, war nur glücklich, dass sie mit den Waffen auf Ascarde und mich zielen und dann schossen. Das war ein gnädigeres Ende, als bei lebendigem Leib von den Piraten zerrissen zu werden.

### *Vergangenheit: Deuter der Deutler*

Es war ein Ende, gewissermaßen, aber ein anderes, als ich es mir vorgestellt hatte.

Der Schuss fällte mich wie einen Baumstamm. Aber er tötete mich nicht. Die Piraten hatte ihre Waffen auf Paralysewirkung eingestellt.

Mehrere Salven trafen mich. Es schmerzte fürchterlich. Flüssiges Feuer schien sich von vier, fünf Stellen gleichzeitig rasend schnell durch meinen Körper auszubreiten. Sie lahmteten jeden Muskel, aber nicht die Nerven.

Ich konnte keine Fingerspitze mehr bewegen, bekam aber alles mit, was mit mir geschah.

Zwei Quintanen schlurften zu mir heran, bückten sich und packten mich brutal. Anscheinend mühelos schleiften sie mich durch die AUGENSTERN.

Ich konnte nicht einmal den Kopf drehen, um zu sehen, was mit Ascarde geschah. Ich sollte es vorerst auch nicht erfahren. Erst viele Jahre später würde ich es herausfinden.

Das Passagierschiff brannte.

Mein Kopf hing schlaff hinab, doch selbst der Boden der Gänge, durch die man mich trug, war von Verwüstungen gekennzeichnet. Überall waren Spuren von Strahlenschüssen zu sehen, hier und da loderte sogar noch Feuer. Ich hegte nicht den geringsten Zweifel daran, dass die Piraten die AUGENSTERN nicht hatten kapern, sondern nur ausrauben wollen.

Die Walze musste binnen Minuten in die Hände der Freibeuter gefallen sein. Alles war blitzschnell gegangen. Die Besatzung hatte keine Chance gehabt, sich zu verteidigen.

Und ich sah Leichen. Zahlreiche Leichen mir bekannter und unbekannter Spezies. Wer Widerstand geleistet hatte, schien gnadenlos umgebracht worden zu sein.

Ich sah allerdings auch unbewaffnete Tote, Angehörige völlig harmloser Spezies. Die Piraten schienen sich in einen wahren Blutrausch gesteigert und phasenweise alles zerrissen zu haben, was sich bewegt hatte.

Nicht einmal die Lurikx hatten sie verschont. Ich sah eines der kleinen, gliedmaßenlosen Wesen verendet neben einer Tür. Ein Pirat hatte mit einem einzigen Tritt den Tentakel und den Großteil des Rüssels zerquetscht.

Seltsamerweise waren die übergroßen Augen nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Sie starren gebrochen ins Leere, und die Frage, die in ihnen stand, würde dem Geschöpf niemand mehr beantworten können.

Ich fragte mich, warum die Piraten ausgerechnet mich am Leben gelassen hatten. Und ob es nicht besser wäre, an Bord der AUGENSTERN schnell und schmerzlos gestorben zu sein. Welche der beiden Alternativen war die schlimmere?

\*

Die Piraten schleiften mich aus dem brennenden Schiff und schafften mich in ihren Raumer.

Ich bekam kaum etwas davon mit. Noch immer hing ich schlaff im Griff der acht Arme der Quintanen, sah nur Bodenflächen. Sie waren genauso grau wie die an Bord der AUGENSTERN, aber viel schmutziger.

Ascarde, dachte ich. Welch eine Tragödie!

In einer Zelle ließen mich die beiden Insektoiden einfach fallen. Der Aufprall schmerzte zehnmal stärker, als es ohne die Paralyse der Fall gewesen wäre. Meine Nerven schienen zu brennen.

Die größte Qual war jedoch, hilflos auf dem Bauch zu liegen, ohne auch nur den Kopf drehen zu können. Ich

wollte wissen, wie groß die Zelle war, wie sie gesichert wurde, doch ich sah nur Boden und einen Teil der Wand.  
Im Nachhinein kam es mir paradox vor, doch irgendwann schließt sich ein.  
Als ich erwachte, konnte ich mich wieder rühren.

\*

Jede Bewegung trieb Feuerbäche durch meinen Körper. Doch irgendwie schaffte ich es, mich auf Knie und Ellbogen aufzurichten.

Die Zelle war gerade einmal so groß, dass ich mich darin drehen konnte. In einem Wasserspender schwamm eine trübe braune Flüssigkeit. Ein Loch in einer Ecke sollte mich wohl dazu verleiten, meine Notdurft zu verrichten. Energiestäbe trennten die Zelle von dem dahinter liegenden Gang ab. Ein energetisches Feld verhinderte, dass ich mich ihnen nähern und einen Blick auf den Korridor werfen konnte. Darüber hinaus tauchte ein Färbungsfeld mein Verlies in ein immer währendes Halbdunkel, so dass ich nicht einmal sagen konnte, ob in dem Gang das Licht ein- oder ausgeschaltet war.

Unglaublich schnell hatte ich jegliches Zeitgefühl verloren.

Ich weigerte mich, von der widerwärtigen Flüssigkeit zu trinken.

Kurz darauf glaubte ich, mitten in der Nacht Vögel singen zu hören.

Irgendwann stand mein Eiter vor mir. Er warf mir einen unglaublich traurigen Blick zu und war wieder verschwunden, bevor ich etwas sagen konnte.

Dann trat ein Kasate vor die Gitterstäbe. Seine gewaltigen verknöcherten Ohren schienen eine überdimensionierte Gesichtsmaske zu bilden, deren Knochenplatten die kreisrunden Augen noch tiefer in den Höhlen liegen zu lassen schienen. Im Gegensatz zu den meisten Angehörigen seiner Spezies, die ich jemals gesehen hatte, trug er kein weites, robenartiges Gewand mit Halskrause, sondern eine eng anliegende Kombination, die seinen sehnigen, muskulösen Körper fast unanständig ästhetisch betonte.

Er schob einen Antigravtisch, auf dem ein großer und diverse kleine Bottiche standen. Langsam, fast genüsslich zögernd, schaufelte er etwas vom Inhalt des großen Bottichs in einen kleinen, den er an die energetischen Gitterstäbe hielt.

»Wer bist du?«, fragte er. »Wie heißt du?«

»Ich bin Ikanema Two, ein Pombare«, sagte ich. Ich verschwieg wohlweislich, dass ich das Kind eines Landesherrn war.

»Du bist Pfeifer«, sagte er. »Wenn ich komme und dich frage, wer du bist, pfeifst du. Wer bist du?«

»Ikanema Two«, sagte ich.

Er schüttete den Inhalt der kleinen Schüssel in den Bottich zurück und ging weiter.

Die Vögel schwiegen irgendwann, doch der Kasate kam immer wieder. Jedes Mal stellte er mir dieselbe Frage. Jedes Mal gab ich dieselbe Antwort.

Ich hatte schon längst jedes Zeitgefühl verloren. War er erst vor zehn Minuten gekommen oder vor einem Tag? Manchmal kam er dreimal unmittelbar hintereinander, manchmal blieb er stundenlang fort.

Durst und Hunger wühlten schließlich so brennend in meinen Eingeweiden, dass mir das Feuer der Paralyse dagegen wie ein wärmender Hauch vorkam.

*Sie sperren dich hier ein, um deinen geistigen Widerstand zu brechen, dachte ich irgendwann. Aber sie haben so viele Gefangene genommen, dass sie sich nicht intensiv um alle kümmern können. Sie werden mit einer Geste zufrieden sein. Du kannst dich ruhig zu dieser kleinen Geste hinreißen lassen ...*

Ich ließ mich nicht dazu hinreißen. Ich wusste, dann würde ich sterben. Vielleicht nicht körperlich, aber geistig.

Doch irgendwann waren Durst und Hunger so groß, dass ich von der ekligen braunen Flüssigkeit trank.

Und als der Kasate danach wieder mit seinem Antigravwagen kam, pfiff ich.

\*

Ich bekam nichts von der Substanz in dem Bottich zu essen. Der Kasate erzeugte mit seinen Hornplatten ein lautes Knirschen, und plötzlich standen zwei Quintanen neben ihm. Mir wurde klar, dass sie ihn jedes Mal begleitet und nur auf sein Zeichen gewartet hatten.

Sie richteten ein kleines Handgerät auf mich, und ein energetisches Fesselfeld schmiegte sich hauteng um meinen Körper. Die Insektoiden bedienten das Gerät, und meine Glieder setzten sich in Bewegung, ohne dass ich etwas dazu getan hätte.

Mit unnatürlich steifen Schritten folgte ich meinen drei Peinigern durch enge, dunkle graue Gänge.

Ich wusste nicht, wo ich war. Ich war am Boden zerstört. Ich hatte vielleicht Wochen, vielleicht auch nur Stunden in diesem finsternen Verlies vegetiert. Und selbst wenn mein Wille noch nicht gebrochen sein sollte, mein Körper konnte dem energetischen Feld keinen Widerstand leisten.

Sie führten mich in einen Raum, der mich an ein Labor in der Zitadelle meines Eiters erinnerte. Ich versuchte, mich zu wehren, doch es war sinnlos. Das Fesselfeld zwang mich auf eine Pritsche aus kaltem, glänzendem Metall und hielt mich darauf fest.

Der Kasate drehte sich zu mir um. Seine Bewegungen wirkten unnatürlich geschmeidig, so elegant, dass sie für zweigeschlechtliche Wesen durchaus eine erotische Wirkung haben mochten.

Aber nicht für mich.

»Ich bin Deuter Reimer«, sagte der Kasate. »So wirst du mich zumindest anreden, auch wenn das nicht mein richtiger Name ist. Ich deute nämlich die Angst auf deinem Gesicht, und dann schreibe ich Reime darüber.«

Ich versuchte, gegen das Fesselfeld anzukämpfen, das meinen gesamten Körper umschmiegte, aber es war sinnlos. Energetische Klammern konnte man nicht dehnen oder lockern. Solange es nicht zu einem Energieausfall kam, würde ich hier liegen, ohne auch nur einen Arm, ein Bein rühren zu können.

»Wenn du willst, darfst du mich auch Deutler nennen«, fuhr der Aufseher fort, während er mir den Rücken zudrehte. Ich konnte nicht sehen, was er auf der Arbeitsfläche hantierte. »Du weißt, was ein Deutler ist? Jemand, der etwas spitzfindig auslegt. Denn das ist sehr wichtig für mich. Ich muss spitzfindig sein, um die Nuancen der Angst und der Panik auf deinem Gesicht adäquat beschreiben zu können. Denn die Furcht ist sehr vielschichtig, weißt du?«

Mir war klar, warum dieser *spitzfindige Dichterling* seinen richtigen Namen verschwieg. In unserer Situation hatten Namen eine gewisse Macht. Er wusste viel oder alles über mich, zumindest wohl das, was die Datenbänke der AUGENSTERN enthalten hatten, und das war nicht wenig.

Ich hingegen wusste nichts über ihn. Er gefiel sich darin, unfassbar zu bleiben, wollte mich verunsichern, indem er seine wahre Identität verbarg. Ich kannte noch nicht einmal seinen Namen, hatte nicht einmal über diese bescheidenste aller konventionellen Gepflogenheiten Zugang zu ihm. Er stand zwar vor mir, hatte mich in seiner Gewalt, doch er blieb für mich eine im Prinzip unbekannte Erscheinung im Hintergrund.

Das Spiel, das wir trieben - nein, es war kein Spiel, es war der Versuch, mich geistig zu brechen -, wurde schon auf dieser niedrigen Ebene mit vollem Einsatz betrieben.

Vielleicht trieb ihn eine Art von Feigheit zusätzlich zur Vorsicht. So unvorstellbar es war, es war nicht *völlig* ausgeschlossen, dass mir irgendwann einmal die Flucht gelang - zumindest glaubte ich damals noch daran -, und dann konnte es nicht schaden, dass ich so wenig wie möglich über ihn wusste, damit ich seiner niemals habhaft werden konnte.

Als der Deuter sich umdrehte, hielt er ein seltsames Gefäß in der Hand. Es wirkte anachronistisch, geradezu altmodisch, schien ganz und gar nicht an Bord eines Raumschiffs zu passen.

Es war eine große *Kanne* aus einem mir unbekannten Metall.

»Kannst du dir vorstellen, was dieser Behälter enthält?«, fragte er.

Ich wollte den Kopf schütteln, brachte aber nicht einmal diese Bewegung zustande. »Nein«, krächzte ich. Wie lange hatte ich schon nichts mehr zu trinken bekommen?

Dieser eine Schluck von der braunen Flüssigkeit ... Ich war mir jetzt sicher, dass es sich dabei nicht um Wasser gehandelt hatte, sondern um irgendeine illegale Substanz, die dazu beitragen sollte, meinen geistigen Widerstand zu brechen.

Das Sprechen fiel mir schwer, war mir fast unmöglich.

»Schmieröl«, sagte er. »Du wunderst dich sicher, dass das Triebwerk eines so hochmodernen Raumschiffs wie der FESCO noch hochwertige Schmierstoffe benötigt, oder? *Beim besten Willen*, denkst du vielleicht, *aber das ist wohl nur ein Witz!* Die Triebwerke der FESCO, deren Funktionsweise sicherlich über allem liegt, was du dir vorstellen kannst! *Was will Deuter mir da unterjubeln?*, denkst du.«

Ich dachte: *Was ist die FESCO?*

Blitzschnell sprang er vor, stand plötzlich unmittelbar neben mir. Seine Bewegungen waren unglaublich geschmeidig, aber ich erinnerte mich, das schon einmal gedacht zu haben.

»Oder denkst du das nicht?«, brüllte er.

»N... nein ...«, flüsterte ich.

»Du denkst es!«, schrie er. Ich wusste nicht, wie Deuter es machte, doch plötzlich drückte das Fesselfeld meinen Oberkörper in die Höhe, bis ich halb aufrecht saß, und zwang dann meinen Mund auf. Ich konnte mich nicht wehren, musste hilflos zusehen, wie er mit einer Behändigkeit, die ich ihm niemals zugetraut hätte, die Kanne an

mein Gesicht hob.

Und mir ihren Inhalt in den Mund schüttete.

Ich erstickte.

\*

*An Schmieröl!, dachte ich. Ich werde hier in diesem Piratenraumer an hochwertigen Schmierstoffen ersticken! Anguela, steh mir bei!*

Die Flüssigkeit rann mir in den Hals, geriet mir in die falsche Kehle, ich würgte und bekam trotzdem keine Luft mehr, hustete, und die eklige Substanz strömte nur noch tiefer in meine Lungen, und ich bekam gar keine Luft mehr, und alles wurde schwarz um mich, und dann...

Die Flüssigkeitszufuhr wurde unterbrochen. Schleim und Wasser quollen, beißend scharf, aus meinem Mund und den Nasenöffnungen. Ich hustete noch immer. Das Gefühl, ersticken zu müssen, ließ zwar langsam nach, doch die Angst blieb. Meine Augen trännten, die Nase brannte, ich hatte einen widerwärtigen Geschmack im Mund...

Aber nicht den von Schmieröl. Oder zumindest den, wie ich mir Schmieröl vorstellte. Ich hatte natürlich noch nie davon getrunken.

Nein, Deuter hatte mir etwas ganz anderes verabreicht.

Eigentlich hätte ich dafür dankbar sein müssen.

Aber nicht in diesen Mengen. Nicht unter diesem Zwang.

»Wasser«, sagte Deuter. Seine Unbeherrschtheit, seine Erregung schienen völlig von ihm abgefallen zu sein. Er bewegte sich wieder ganz langsam, geschmeidig, sprach so wie zuvor: schulmeisterlich, belehrend, mit einem erhobenen Zeigefinger. Wie ein freundlicher, aber gestrenger Vater, der jede gute Leistung lobt, jede schlechte aber unbarmherzig bestraft. Der einmal ein Lob ausspricht, aber neunundneunzigmal die Neuropeitsche schwingt.

»Machen wir uns folgende Fakten bewusst«, sagte er. »Ich habe eine Aufgabe zu erfüllen. Du bist meine Aufgabe. Ich habe nicht vor, mich als mittelmäßigen Ausüber meines Handwerks zu entpuppen. Ich war früher etwas ganz anderes.« Er hielt kurz inne. »Mediker. Chirurg. Vielleicht aber auch Erbsenzähler, Buchhalter.« Mit dieser Aufzählung wollte er mich wohl nur verwirren. »Ich möchte keine nur skurrilen, aber eigentlich inhaltsleeren Reime über die Angst auf euren Gesichtern schreiben. Verstehst du das?«

»Ja«, gurgelte ich. Zumindest konnte ich jetzt wieder leichter sprechen.

»Ich möchte etwas bewirken. Ein Raumschiff fliegen. Aber das kann ich nicht. Einen Antrieb konstruieren. Das kann ich auch nicht. Ich kann eigentlich nur das, wozu ich ausgebildet wurde. Das kann ich perfekt, aber es zieht mich seltsamerweise immer zu anderem, Höherem.« Er klang fast versponnen. »Das ist mein Problem. Ich möchte den perfekten Reim über die Angst schreiben, aber ich finde stets nur Schwachstellen in meinen und anderen Reimen. Ich bin unzulänglich.«

Er hielt die Kanne über mein Brustgesicht und neigte sie langsam. Wasser floss heraus, kroch wie Ungeziefer über meine Haut, kribbelte und juckte und brannte und ätzte.

Deuter seufzte laut. »Ich bin nur gut, wenn ich meine Berufung ausleben kann. Ihr Pombaren seid ziemlich wasserscheu, nicht wahr? Extrem wasserscheu.«

Ich schrie laut und gellend.

Das Wasser brannte geradezu auf meiner Haut.

»Man muss seine Aufgabe kennen, will man sie gut erledigen. Bin ich mit meiner Aufgabe vertraut?«

»Ja«, ächzte ich, »ja.«

»Man braucht übrigens wirklich Schmierstoffe, um Triebwerke instand zu setzen. Was meinst du, wie Antigravprojektoren funktionieren, mit denen man einzelne Module austauschen kann? Sie weisen mechanische Teile auf. Alle mechanischen Teile müssen geschmiert werden. Und wie funktionieren Generatoren, die Formenergie erzeugen? Verstehst du das?«

»Ja ...«

»Nichts verstehst du!« Plötzlich brüllte er wieder. »Was ist meine Aufgabe? Was soll ich mit dir machen? Was?«

»Mich ... brechen«, sagte ich.

Und erkannte sofort meinen Fehler. Aber es war schon zu spät.

»Pfeife!«, sagte er. Und lachte.

Ich pfiff nicht, und er tätschelte meine Schulter.

»Nein«, sagte er jovial, »ich soll herausfinden, ob du etwas taugst. Ob du für meine Auftraggeber nützlich bist

oder nicht. Ja, für meine Auftraggeber. Ich bin letzten Endes genauso unbedeutend wie du. Wir stehen eigentlich auf derselben Seite, Pfeifer. Aber ich muss nun einmal leider herausfinden, ob du einsatzfähig bist oder nicht. Also ... ob du leben wirst oder stirbst. Bist du jetzt bereit, endlich zu kooperieren?«

Sobald ich kooperierte, sobald ich ihm den kleinen Finger reichte, war ich verloren. Ich schwieg.

Seine Hornplatten verbargen sein Gesicht, aber ich hatte den Eindruck, dass er lächelte.

»Meine Auftraggeber haben zahlreiche Gefangene genommen. Sie wollen sie als Sklaven behalten. Einige werden im Stützpunkt meiner Herren niederste Dienste verrichten, bis sie sterben oder von einem ihrer Peiniger aus Ulk getötet werden. Andere sind als Helfer für die Freibeuterschiffe vorgesehen. Sie werden ein wesentlich besseres Leben führen. Was für ein Leben schwebt dir vor, Pfeifer?«

Ich schwieg.

»Schade«, sagte Deuter. »Schade, schade, schade.« Er trat zur Seite und enthüllte damit zwei weitere Gefäße, die - von Fesselfeldern gehalten - hinter ihm schwebten. »Ihr Pombaren seid zwar sehr wasserscheu, aber du weißt bestimmt, was ein Dampfbad ist.«

Ich sah ihn verständnislos an.

»Nun ja«, sagte er. »Eine Analogie soll dir verdeutlichen, wie ich meine Aufgabe erfüllen möchte.«

Ich hasste ihn nicht nur wegen dem, was er mir antat, sondern schon wegen seiner geschwollenen Ausdrucksweise. *Ich bin nur von Idioten umgeben, schienen seine Worte auszudrücken, die sowieso nicht verstehen, was ich meine, selbst wenn ich es ihnen erkläre, als hätten sie gerade ihre rudimentärste Schulausbildung angetreten.*

»In einem Dampfbad gibt es eine Heißfeuchtluftkammer und ein Kaltwassertauchbecken. Bei nicht so verzärtelten Spezies wie euch Pombaren erhöht der Wechsel zwischen Wärme und Kälte die Abwehrkräfte des Körpers.« Er sah mich mit den großen Augen an. »Was passiert nun, wenn du von einem Augenblick zum anderen von der Heißkammer in das Kaltbecken wechselt?«

Ich schwieg.

»Klar, du erleidest einen Schock, der sogar mitunter bedrohlich für Gesundheit und Leben sein kann. Darum solltest du immer einen Mediker konsultieren, bevor du mit solchen Anwendungen anfängst.«

Worauf wollte er hinaus? Warum erzählte er mir das alles?

»Was ich jetzt tun muss«, fuhr er fort, »ist unzulänglich, so abstoßend und entlarvend unzulänglich, dass es mich geradezu ekelt. Aber du lässt mir keine Wahl, ich muss es leider tun. Oder möchtest du es dir anders überlegen?«

Ich schwieg weiterhin.

»Wie du willst.« Er trat einen Schritt beiseite, und die beiden Gefäße schossen wie von Zauberhand getrieben auf mich zu und stoppten dicht vor meiner Brust. Ihre Deckel öffneten sich, und ich sah ...

Rotes Wabern, das mir die Haare zu versengen, und weißen Glanz, der sie mir zu gefrieren drohte. Ich spürte die Temperaturunterschiede, und sie waren so schrecklich, dass ich unwillkürlich aufstöhnte.

»In dem einen Gefäß«, sagte Deuter, »befindet sich eine Substanz, die ich mit meinen zugegeben bescheidenen Mitteln auf den absoluten Nullpunkt gebracht habe. Oder zumindest annähernd auf den Nullpunkt. In dem anderen Magma, glühende flüssige Masse, die ich aus dem Innern eines Planeten geholt und konserviert habe. Und jetzt werde ich wieder zum Deutler, befürchte ich. Ich muss spitzfindig beschreiben, was dich umgebracht hat. Der Kontakt mit den extremen Temperaturen oder der Schock, den du aufgrund des Temperaturunterschiedes erleidest. Keine leichte Aufgabe, meinst du nicht auch? Aber Anguela hat mir diese Aufgabe zugewiesen, und ich wachse an ihr.«

*Anguela, dachte ich. Was weißt du schon von Anguela? Ascarde hat sie gesehen, aber du ...?*

Das Fesselfeld zwang meine Arme hoch, streckte sie, und meine Fingerspitzen näherten sich den beiden Gefäßen.

»Du nimmst nur einen Bruchteil der wahren Temperaturen wahr«, sagte Deuter. »Mir kommt es auf den Augenblick des Kontakts an. Auf den Schock. Oder möchtest du jetzt pfeifen? Dann beende ich diese kleine Studie augenblicklich.«

Ich pfiff nicht. Meine Hände näherten sich unaufhaltsam den Gefäßen. Ich schloss die Augen, doch ich konnte die Hitze spüren, die Kälte ...

*Anguela, du alles beschützende Macht, dachte ich, die du über Tradom und seine Völker wachst, die du alles siehst und für die Lebewesen in deinen Galaxien sorgst ... in Tradom und Terelanya und Terenga und Irsatur ...*

»Pfeife!«, sagte Deuter.

Ich pfiff nicht. Und öffnete die Augen wieder.

Meine Fingerspitzen hatten die beiden Gefäße fast erreicht. Und rückten weiterhin zu ihnen vor, unabwendbar, langsam, aber stetig.

Sekunden wurden zu Ewigkeiten. Nicht der Schock würde mich töten, sondern die bloße Berührung. So etwas konnte kein Lebewesen überstehen.

Sekunden wurden zu Winzigkeiten. Ich hoffte darauf, vor meinem inneren Auge noch einmal mein Leben abrollen zu sehen, doch ich sah nur Magma und Eis.

Magma und Eis.

Dann berührten meine Fingerspitzen die Öffnungen der Gefäße, glitten hinein, und ich schrie, ich schrie, und ...

\*

... ich spürte nichts.

Gar nichts.

Keine Hitze.

Keine Kälte.

Nichts.

»Ich bin ein kleiner Tüftler«, sagte Deuter und beugte sich so nah über mich, dass seine tief in den Höhlen liegenden Augen allumfassende Universen zu sein schienen, die keine andere Existenz neben sich duldeten. »Ich habe ein Abschirmfeld entwickelt. Verstehst du, Pfeifer? Deine Hände sind von glühendem Magma und vom absoluten Nullpunkt umgeben, doch ich schirme sie davor ab. Ich nutze die Hochtechnologie, die meine Herren mir zur Verfügung stellen. So einfach ist das. Du kannst sie auch nutzen. Möchtest du das?«

Ich schwieg. Ich *konnte* nicht sprechen. Ich war gerade gestorben und doch nicht gestorben.

»Es ist keine Frage der moralischethischen Position«, fuhr der Folterknecht fort. »Es ist nicht so, dass ich moralisch den Rahmen des Vertretbaren weit hinter mir gelassen hätte. Für mich gibt es keine Moral. Ich muss nur dafür sorgen, dass du funktionierst. Funktionierst du, Pfeifer? Wirst du tun, was man von dir verlangt?«

Ich schwieg.

Deuter lachte. Nicht laut, nicht gehässig, sondern leise und jovial. »Ich kann dich jederzeit brechen.« Er trat zurück und hob einen Arm, und seine Finger umklammerten ein Vibratorskalpell. »Was soll ich entfernen, Pfeifer? Dein Brustgesicht mitsamt dem Brustkörper? Oder soll ich dir deine ach so wertvollen Haare abschneiden? Ich könnte dir auch deine Körperbehaarung nehmen. Dann läufst du herum wie ein rasiert... Ach, du weißt schon, was ich meine. Aber dein Brustgesicht ist wirklich sehr interessant...«

Ich spürte die Wärme, mit der das Vibratorskalpell über meinen Oberkörper glitt, sich dem Brustkörper näherte, ann dem Gesicht, und eine Woge der Angst spülte über mich hinweg und riss mich mit.

*Sie müssen mich nicht brechen*, dachte ich. *Sie können mich jederzeit töten*.

»Was hier geschieht, bleibt unter uns. Niemand wird diesen Vorfall untersuchen oder reflektieren. Du hast die Wahl, Pfeifer. Wer bist du? Du pfeifst oder du stirbst. Mit dem nächsten Atemzug. Also?«

*Ich bin Ikanema Two*, dachte ich. *Und du bist so schwach, dass du dich hinter einem falschen Namen verstecken musst.*

Ich pfiff.

\*

Deuter der Deutler steckte das Vibratorskalpell weg und rieb seine Hornplatten aneinander.

Plötzlich standen zwei Quintanen neben ihm.

Ich wusste nicht, ob es die waren, die mich in diesen Raum geschafft hatten, oder ganz andere, und mir war es auch gleichgültig. Ich zitterte am ganzen Leib, konnte mich kaum auf den Füßen halten.

Die beiden Insektoiden zerrten mich auf den Gang. In der Folterkammer war es fast genauso dunkel wie in meiner Zelle gewesen, und die ungewohnte Helligkeit schmerzte so stark in meinen Augen, dass sie zu tränen anfingen.

Sie hielten mich mit ihren Armen fest gepackt, während sie mich durch das Schiff schlepten! Ich stolperte mehr, als dass ich ging, aber sie nahmen nicht die geringste Rücksicht darauf. Wenn ich nicht mithalten konnte, schleiften sie mich einfach weiter. Die Griffe ihrer harten Greifzangen schmerzten in meinem Fleisch.

Wie an Bord der AUGENSTERN verlor ich auch hier fast sofort die Orientierung. Die Korridore des Schiffes waren kalt, grau und schmutzig, und die Piraten, denen ich auf unserem Weg begegnete, wirkten ungepflegt. Die Besatzung schien wahllos aus wilden Gesellen der unterschiedlichsten Völker zusammengewürfelt.

Aus Entführten wie mir?

Mir fiel auf, dass zwar fast alle der Piraten Neuropeitschen mit sich trugen, ansonsten aber unbewaffnet waren. Irgendwann stießen die Insektoiden mich in die Zentrale und ließen mich los. Ich taumelte, wäre am liebsten

einfach zusammengebrochen, in eine gnädige Ohnmacht geflohen.

Vor mir stand der Beherrscher des Schiffes.

*Anguela, du alles beschützende Macht, dachte ich, die du über Tradom und seine Völker wachst, die du alles siehst und für die Lebewesen in deinen Galaxien sorgst ... in Tradom und Terelanya und Terenga und Irsatur ...*

#### *Vergangenheit: Tratto*

Es war einer jener wandelnden Fleischberge mit den tückisch funkelnden Augen auf den kopfartigen Erhebungen. Eins jener Wesen, die an Bord der AUGENSTERN mit noch größerer Brutalität als die Quintanen vorgegangen waren.

Und es war nicht allein. Fünf weitere solche Geschöpfe umgaben es, saßen oder hockten oder standen - ich konnte es nicht ausmachen - an ihren jeweiligen Stationen. Gemeinsam war ihnen fast nur die Grobschlächtingkeit. Ihre Körper unterschieden sich in vielerlei Hinsicht. Alle kamen mir vor wie formlose, massive Säcke, zusammengefügt aus zahlreichen sich überlappenden Gewebebrocken, doch alle flössen irgendwie ganz anders ineinander und nahmen dabei auch die unterschiedlichsten Färbungen und Ausprägungen an. Ein einziges Merkmal schienen sie gemeinsam zu haben: die zehn kleinen, über den gesamten Körper verteilten Augen.

»Ich bin Kommandantin Inckaz.« Ihre Stimme war ein ungehaltenes, knarrendes Grollen, das in meinen Ohren einfach nur bösartig klang. »Eine Prymbo. Mein Wort ist Gesetz an Bord der FESCO.« Sie zeigte auf einen Artgenossen. »Und das Majjaks, meines Ersten Offiziers. Hast du das verstanden?«

Eine Prymbo ... Ich hatte von dieser Spezies gehört, aber die Beschreibungen waren so ungenau gewesen, dass ich sie nicht mit diesen unförmigen Wesen assoziiert hatte. Trotz ihrer Grobschlächtingkeit galten die zehnäugigen Prymbos als fürchterliche, gnadenlose Kämpfer, die für Launenhaftigkeit und Grausamkeit bekannt waren.

Aber das hatte ich ja schon mit eigenen Augen gesehen.

Als ich nicht schnell genug antwortete, schlug Inckaz zu. Ich sah die Bewegung nicht einmal ansatzweise, spürte nur den heftigen Schmerz und fand mich dann auf dem Boden wieder.

»Hast du verstanden?«, wiederholte sie.

»Ja«, stöhnte ich.

Während die Quintanen mich wieder auf die Beine stellten, rief die Kommandantin ein Holo auf und las Daten ab. »Wie heißt du?«, fragte sie.

»Ikane...« Ich stockte. »Pfeifer«, sagte ich.

Die Prymbo lachte bellend auf. »Ikanema ist schon in Ordnung. Mich interessiert nicht, welche Spielchen du mit Deutler treibst. Du bist technisch sehr versiert, sehe ich. Das heißt, du kannst uns nützlich sein. Du wirst als Hilfsmaschinist arbeiten. Tu, was man dir sagt, und du bekommst Nahrung. Verweigere den Gehorsam, und du stirbst. Ich sage es nur einmal. Hast du das verstanden?«

»Ja«, sagte ich schnell.

»Dann weg mit dir! Der Nächste!«

Ein leuchtend blauer Quintane packte mich grob und zerrte mich hinaus. »Präg dir den Weg ein!«, zischte er stummlos.

Ein aussichtsloses Unterfangen. Die Korridore waren schmal, niedrig und schmutzig. Und es wurde immer wärmer. Als wir den Maschinenraum erreichten, war ich am ganzen Leib in Schweiß gebadet.

Ein Motim nahm mich in Empfang. Das große, massive Geschöpf betrachtete mich von Kopf bis Fuß und öffnete dann den kleinen Mund. Seine spitzen Zähne kamen mir vor wie die eines Raubtiers.

Er stieß mich an, wohl, um festzustellen, wie kräftig ich war. Ich taumelte zurück, konnte mich nur mühsam auf den Beinen halten. Seit wann hatte ich nichts mehr gegessen?

Dann deutete er wortlos auf eine schwere Kiste und zeigte mir mit einer Geste, wohin ich sie schaffen sollte.

An meinem ersten Arbeitstag an Bord ließ er mich Kisten schleppen, bis ich zusammenbrach. Dann rief er einen Quintanen, der mich in eine Zelle schaffte.

\*

Ich durfte sie nicht allein bewohnen, musste sie mit einem Wesen teilen, das mir mit einem einzigen Schlag sämtliche Knochen brechen zu können schien. Ein leises Knurren kam über seine Lippen, und es fletschte Zähne, die so lang wie meine Finger waren.

Langsam wich ich an die andere Zellenwand zurück.

Mein Mitgefangener war massig, plump und sehr viel größer und schwerer als ich. Nicht nur wegen seines Gebisses und der lang gezogenen Schnauze erinnerte er mich an einen Petzorro, ein alles, aber hauptsächlich Fleisch fressendes Raubtier meiner Heimatwelt. Ein dichtes, graubraunes Fell bedeckte die muskelbepackten Glieder und den Körper, und das Geschöpf kam mir ungemein kräftig vor, vielleicht ähnlich stark wie Ascarde, die ich nicht mehr gesehen hatte, seit die Quintanen mich paralysiert und aus der AUGENSTERN getragen hatten.

Ich hatte halbwegs damit gerechnet, dass das Wesen sofort über mich herfallen würde, nachdem mein Wächter das Energiegitter hinter mir hochgefahren hatte, doch das Gegenteil trat ein. Es wich in die hinterste Ecke seiner Zellenhälfte zurück, kauerte sich zusammen und betrachtete mich aus zusammengekniffenen, blutroten Augen.

»Wirst du mir etwas tun?« Die Stimme des Geschöpfs war im Kontrast zu dem plumpen Körper unglaublich hoch. Hätte ich nicht solche Angst gehabt, ich hätte fast gelacht.

»Nein«, sagte ich. »Ich habe nicht vor, dir etwas zu tun.«

Das Wesen atmete sichtlich auf. »Ich bin Tratto«, sagte es. Danach sprach es kein Wort mehr, bis ein Wächter kam, um uns etwas zu essen zu bringen.

Kaum hörte Tratto die Schritte, wich er an die Rückwand der Zelle zurück. Erst als der Quintane die beiden Schüsseln gefüllt und in die Zelle gestellt hatte, kam er wieder hervor.

Spätestens da wusste ich, dass mit Tratto etwas nicht stimmte, und ich fand schnell heraus, was.

Schon allein der Gedanke, einem anderen Wesen etwas zu Leide zu tun, brachte Tratto aus dem Gleichgewicht und verursachte bei ihm Anfälle von Hysterie. Er war für Gewalt einfach nicht geschaffen. Ich befürchtete, dass das plumpe Geschöpf in dieser furchtbaren Umgebung keine Woche überleben würde.

Tratto benötigte dringend Hilfe und schien zu glauben, sie gefunden zu haben. Er wollte nicht mehr von meiner Seite weichen. Wann immer es ihm möglich war, begleitete er mich.

Mir war völlig klar, dass ich einen vielleicht verhängnisvollen Fehler beging, aber ich konnte nicht anders. Als eingeschlechtliches Lebewesen verfügte ich über ausgeprägte Mutterinstinkte, die von dem hilflosen Riesen geweckt wurden. Ich kam nicht gegen den Eiterinstinkt an.

Und irgendwann gestand ich es mir selbst ein. Ich hatte Tratto in mein Herz geschlossen. Dieses gefühlvolle, schutzbedürftige, hoch neurotische Wesen war zum einzigen Lichtblick meiner Existenz geworden.

\*

Tage wurden zu Wochen, Wochen zu Monaten. Ich erlebte die dunkelsten Stunden meines bisherigen Daseins. Arbeit bis zur Erschöpfung war die Regel, dazu Neuropeitschen, Ketten und sadistische Aufseher.

Deuter der Deutler ließ mich regelmäßig in seinen Kerker schaffen und quälte mich mit immer neuen, einfallsreichen Täuschungen. Manchmal benutzte er das Vibratorskalpell tatsächlich, nur um mir zu zeigen, dass er mich jederzeit verletzen oder töten konnte.

Ich vegetierte in ständiger Angst dahin. Hinrichtungen waren alltäglich. Wer die Befehle der Besatzung nicht umgehend ausführte, wurde auf grausame Weise getötet.

Aber ich wurde ebenso Zeuge völlig willkürlicher Morde. Wenn die Prymbos in Wut gerieten, kannten sie nicht mehr die geringste Zurückhaltung oder Vernunft.

Mit der Zeit ließ der Schrecken etwas nach. Lag es daran, dass ich mich an ihn gewöhnt hatte, dass ich abstumpfte und mich veränderte, um irgendwann genauso gefühllos zu sein wie die Piraten? Davor hatte ich Angst. Wenn es so weit kommen sollte, wäre ihnen gelungen, was sie von Anfang an vorgehabt hatten: mich zu brechen.

Aber nein, die relative Zurückhaltung der Piraten hatte einen anderen Grund. Kommandant Inckaz und ihre Führungsscrew hatten meine Talente entdeckt, meine technische und wissenschaftliche Begabung. Schon ziemlich bald wurde ich aus den Maschinenräumen in die Zentrale des Schiffes verlegt, wo ich den eigentlichen Piloten mit meinen Kenntnissen zur Hand gehen musste.

Inckaz schien meine profunden wissenschaftlichen Kenntnisse zu schätzen und bediente sich ihrer immer wieder. Aber das hielt sie nicht davon ab, mich auch immer wieder zu schikanieren, mich den einfallsreichsten Strafen auszusetzen. Mehr als einmal befürchtete ich, sie würde mich bei einem ihrer Wutanfälle einfach zerreißen.

Schließlich wurde ich als Gehilfe des Steuermanns ausgebildet und kam daraufhin in den Genuss mancher Vergünstigung. Ich durfte mich in weiten Teilen der FESCO frei bewegen, bekam so bald heraus, dass das Piratenschiff vor Waffen nur so starre, und schaffte es schließlich sogar, auch Tratto aus den finsternen Bedingungen der Maschinenräume herauszuholen und ihn Hilfsdienste in der Zentrale leisten zu lassen.

Tratto dankte mir, dass ich uns zusammengeführt hatte und wir nun wieder gemeinsam Dienst tun konnten, mit noch größerer Zuneigung, falls das überhaupt möglich war - und indem er mir das Leben rettete.

Der Vorfall zeigte mir, was aus uns bereits geworden war. Denn nicht ein Pirat wollte mich töten, sondern ein

Mitgefangener, ein Versklavter wie ich. Ein Woslit, der glaubte, ich hätte ihm seine Schale mit Nahrungsbrei gestohlen, griff mich so schnell an, dass ich nicht reagieren konnte. Der harte Rand seines Pyramidenkopfs prallte mit solcher Wucht gegen meinen Hals, dass ich keine Luft mehr bekam und zusammenbrach.

Niemand griff ein, als der Woslit sich auf mich stürzte und mich mit seinen Tentakeln würgte, kein Pirat, auch kein Mitgefänger. Übel riechender Schleim tropfte auf mein Gesicht, drang mir in Nase und Mund.

Es wurde schon schwarz um mich, als Tratto endlich kam. Er warf sich einfach auf den Woslit, drängte ihn von mir fort und hätte ihn seinerseits mit seinem bloßen Gewicht fast zerquetscht.

Ich weiß nicht, wie es ihm gelang, seine Abscheu vor Gewalt zu überwinden, und fragte ihn auch nicht danach. Ich war ihm nur dankbar für seine Tat, unendlich dankbar.

Vielleicht war unsere Freundschaft doch imstande, Unmögliches möglich werden zu lassen.

\*

Aus Monaten wurde ein Jahr, und dann wurden zwei daraus, und der Schrecken nahm kein Ende. Immer wieder erlebten wir mit, wie die Besatzung der FESCO Handelsschiffe, aber auch Stützpunkte zivilisierter Welten Tradoms überfiel, ausraubte und dabei grausame Blutbäder anrichtete.

Zuerst sperrte man uns in Zellen, wenn solche Angriffe anstanden, schließlich mussten wir dabei weiterhin Dienst tun. Wir nahmen allerdings nie an den Überfällen selbst teil, bekamen nie eine Waffe in die Hand. So weit vertraute Inckaz selbst jenen Sklaven nicht, die schon verhältnismäßig lange an Bord des Freibeuterraumers waren.

Meine Zweifel am Reich, an der Inquisition der Vernunft, ja sogar an Anguela wurden immer stärker. Warum ließ das Reich diese Massaker zu?

Warum hatte ich auf Pombar, in der fernen, beinahe schon unwirklich friedlichen Hauptstadt Barlofft, niemals etwas von diesen unglaublichen Missständen gehört?

War sogar die allwissende, alles sehende, sorgende Kraft von Anguelas Auge am Ende nur Schwindel?

Und schließlich zweifelte ich sogar an Tratto. Sein hysterisches Verhalten hatte allmählich mein Misstrauen geweckt, und ich war mittlerweile davon überzeugt, dass mein Freund ein Geheimnis verbarg. Aber was konnte es schon geben, das Tratto nicht einmal mir anvertrauen würde?

Es dauerte eine Weile, bis ich genug Mut gefasst hatte, ihn direkt auf die Seltsamkeiten anzusprechen.

Tratto lehnte sich gegen die Zellenwand zurück und sah mich unglaublich traurig an. »Ich weiß, mein Freund«, sagte das plumpes Wesen. »Ich verhalte mich ungewöhnlich. Aber das liegt daran, dass ich in Wahrheit ... weiblich bin. Und ich bin schwanger. Ich muss ein werdendes Kind beschützen - und bin an Bord eines Piratenraumers gefangen. Welch eine Katastrophe!«

*Ja, Welch eine Katastrophe!*

### *Vergangenheit: Die Schmerzwechte*

Aber wie schrecklich auch immer die Sklaverei an Bord der FESCO sein mochte, die ich erlebte, irgendwie gelang es mir, tief in meinem Innersten den Mut und den Glauben an eine bessere Zukunft zu bewahren. Anguela würde mir beistehen, von diesem Glauben wisch ich nicht ab.

Und dann, eines Tages, stand die gütige Macht mir tatsächlich bei.

Ich tat Dienst als Hilfspilot in der Zentrale der FESCO und hatte das Schiff soeben irgendwo im stellaren Leerraum aus dem Hyper- in den Normalraum geführt, als ich sofort spürte, dass etwas nicht in Ordnung war.

Plötzlich war das seltsame Verlangen da.

Ich konnte es mir nicht erklären, wusste nur, dass es höchst seltsam war und ich Ähnliches noch nie erlebt hatte.

Es war ein unglaublich starkes *psychisches Verlangen*, eine Sehnsucht, der ich kaum zu widerstehen vermochte. Doch sie war auf nichts gerichtet, sie hatte keinen Inhalt, und ich konnte auch keine Ursache für sie ausmachen.

Das machte das Gefühl schier unerträglich. Die Sehnsucht zerfraß mich förmlich, und ich wusste noch nicht einmal, wem oder was sie galt.

Verstohlen schaute ich zu Kommandantin Inckaz hinüber. Sie bewegte sich unruhig hinter ihrer Station, schien offenbar ähnlich zu empfinden wie ich. Hektisch rief sie Datenholos auf und verglich Werte.

Dann prustete sie laut auf. »Wir befinden uns in unmittelbarer Nähe einer Schmerzwechte!«

Zuerst wusste ich nicht, was sie meinte. Sie sprach Prymbisch, und der Begriff fügte sich nahtlos in ihren Ausruf ein.

Doch schließlich merkte ich auf. Das Wort *Schmerzwechte* war ein prymischer Ausdruck, der sich jedoch unter den eingeweihten Raumfahrern Tradoms durchgesetzt hatte und unverändert ins Anguela-Idiom aufgenommen worden war.

Ich duckte mich hinter der Station des Piloten, versuchte, mich unsichtbar zu machen. Im Prymbischen bedeutete Schmerzwechte einen unerträglichen Schmerzbefall, der durch unterdrückte Aggressionen entstand und allein durch rasendes Toben zu besiegen war. Das verhiß nichts Gutes für die Besatzung der Zentrale.

Inckaz vergrößerte ein Datenholo, so dass wir alle es sehen konnten. Es zeigte eine seltsam oszillierende Formation in der Hyperortung, die wenige Lichtsekunden von der FESCO entfernt aufzutreten schien.

Immer wenn die Amplitude ihren größten Ausschlag erreichte, wurde das ziellose Verlangen in mir fast unerträglich stark. Wenn sie in sich zusammenfiel, ließ es etwas nach.

»Nimm Kurs auf die Formation!«, bellte die Kommandantin. Ihre Gliedmaßen wanden sich, der ganze Körper fing zu zucken an.

Ich war entsetzt. *Nein*, dachte ich, *wir müssen fliehen, nur fort von hier!*

Und warum unternahm niemand etwas, versuchte, sie davon abzuhalten? War Inckaz noch Herrin ihrer Sinne? Oder verspürte sie dieses Verlangen auch, aber viel stärker als ich? War sie ihm etwa *erlegen*?

Aber ich gehorchte ganz automatisch. Ich wusste, was passieren würde, wenn ich einen Befehl nicht umgehend befolgte. Trotz allem, was mir zugestoßen war, war ich meines Lebens noch nicht müde. Vielleicht würde ja der Steuermann reagieren oder der Maschinist würde die Gefahr erkennen ...

Eine sinnlose Hoffnung. Niemand würde es wagen, gegen Inckaz aufzubegegnen, nicht, solange das eigene Leben nicht direkt bedroht war. Solange die Besatzung noch glaubte, ein anderer würde etwas unternehmen, würden alle nur warten.

Ich fühlte, wie die unerfüllbare Sehnsucht in meinem Inneren wuchs, quälend stark wurde, und ich musste nicht noch einmal auf das Hologramm schauen, um zu erkennen, dass das Verlangen und die Schmerzwechte tatsächlich in einem ursächlichen Zusammenhang standen.

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich auf meine Instrumente zu konzentrieren. Dreiundtausend Kilometer Abstand von der Schmerzwechte ... zweihunderttausend...

In einhunderttausend Kilometern Entfernung spielten die Anzeigen plötzlich verrückt. Ich konnte nicht glauben, was ich dort las.

»Irgendetwas zieht die FESCO an ... eine physikalische Kraft, die ... die der Gravitationswirkung eines kleinen Schwarzen Lochs ähnelt!«

Kommandantin Inckaz stieß wieder ein lautes, verzerrtes Gelächter aus. Ihr Körper zitterte nun unablässig. Ein kleines Beben nach dem anderen durchlief ihn, und ich fürchtete - und hoffte zugleich -, die Prymbo würde jeden Augenblick zusammenbrechen.

Doch ihre Worte klangen völlig klar. »Bei den Schmerzwechten handelt es sich um physikalisch inkongruente Zonen von vielleicht einem Kilometer Durchmesser, die weder mit der Physik des Normalraums noch mit der des Hyperraums befriedigend zu erklären sind!«

Was meinte sie mit *inkongruent*? Etwa, dass die Phänomene nicht mit der bekannten Mathematik des vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuums zu erläutern waren?

»Schneller!«, befahl sie. In ihren Augen flackerte es unstet. Auf mehreren Stellen ihres Körpers bildete sich flockiger gelber Schaum. »Die Schmerzwechten wirken zuerst wie Schwarze Löcher, und man muss sich vor ihrer Nähe hüten! Aber wenn man in sie hineinstürzt, arbeiten sie wie Transmitter!«

*Wenn man in sie hineinstürzt...* Hatte Inckaz genau das vor? Wollte sie die FESCO etwa in die Schmerzwechte fliegen?

Immer mehr Schaumflocken perlten auf dem Körper der Kommandantin. Sie schienen einander zu suchen, zueinander zu fließen, um sich zu vereinigen.

»Wir schätzen, dass es in Tradom etwa 250.000 Schmerzwechten gibt! Da sie weder sehr groß sind noch leicht geortet werden können, stolpert man nicht gerade über sie. Selbst erfahrene Raumfahrer begegnen ihnen nur sehr selten!«

*Kein Wunder*, dachte ich, während ich vergeblich versuchte, die dozierenden Worte der Kommandantin mit ihrem körperlichen und geistigen Verfall in Einklang zu bringen. *Der Durchmesser von Tradom beträgt immerhin etwa 180.000 Lichtjahre!* Ihre Glieder zuckten immer schneller und heftiger, in ihren tückischen Augen flackerten nun wahre Blitze.

»So wie heute!«, brüllte sie. »Wer in eine Schmerzwechte fliegt oder hineingezogen wird, kommt nach einem

Transmittertransport in einer der anderen 250.000 wieder heraus!«

Ich hatte davon gehört. Angeblich konnte niemand berechnen, von welcher der anderen Schmerzwechten man ausgespuckt wurde. Und niemand konnte vorhersagen, in welchem Zustand das betroffene Schiff zum Vorschein kam.

Viele Raumer, die einer Wechte zu nahe gekommen waren, hatten den Transport mit ihrer totalen Vernichtung bezahlt. Man hatte nur noch pulverisierte Reste von ihnen gefunden, besagten die Raumfahrerlegenden. Andere, die den Transport schadlos überstanden hatten, hatten von seltsamen und kaum beschreiblichen seelischen Phänomenen berichtet. Und wieder andere hatten nur eine, seltsame Reise erlebt, ohne den geringsten Schaden an Leib und Seele zu nehmen.

Der Schaum bedeckte nun den gesamten Körper der Kommandantin, schien zu einer grellen Masse zu erstarren, die sie irgendwann bewegungsunfähig machen würde. Doch genau das Gegenteil geschah - das, was ich seit einigen Minuten schon befürchtet hatte: Kommandantin Inckaz drehte vollständig durch.

Sie stieß ein gutturales Brüllen aus, das wie das eines wilden Tiers klang, sprang hinter ihrer Station hervor und stürmte durch die Zentrale. Ein Quintane versuchte verzweifelt, unter ihr hinwegzutauchen, doch sie packte ihn und riss ihm mit einer fließenden Bewegung den Kopf ab. Hartes Chitin knackte, als sie auf die noch zuckende, hornähnliche Körperhülle des Insektoiden sprang und über die Arme und Beine herfiel. Es schien nur Sekundenbruchteile zu dauern, dann war von dem Besatzungsmitglied nur noch blutiger Brei übrig.

Inckaz verharrte, richtete sich auf und sah sich um.

»Anguela, steh mir bei«, flüsterte ich. Ich verspürte nicht den geringsten Zweifel, dass sie nach dem nächsten Opfer Ausschau hielt.

Mit einem wütenden Zischen warf sie sich auf einen anderen Quintanen.

Doch nicht allein Inckaz war von dem Aggressionswahn betroffen, auch bei den anderen Prymbos in der Zentrale bildete sich nun Schaum auf der Haut, und ihre Glieder zuckten immer heftiger. Noch hielt die Furcht vor der Kommandantin sie hinter ihren Stationen, doch es war nur eine Frage der Zeit, bis sie ebenfalls wahllos Mitglieder ihrer Zentralebesatzung in der Luft zerreißen würden.

Und dann auch ihre Artgenossen.

Eine Frage von Minuten, wenn nicht sogar von Sekunden.

Wenn nicht *irgendetwas* geschah, würde keiner von uns die nächsten Minuten überleben. Wenn nicht irgendjemand Inckaz erschoss oder wenn wir es nicht schafften, rechtzeitig weit genug von der Wechte fortzukommen.

*Niemand wird die Kommandantin erschießen*, dachte ich, *und das wäre auch keine Lösung. Die anderen Prymbos haben sich nicht mehr in der Gewalt. Noch ein paar Sekunden, und sie werden übereinander herfallen. - Was soll ich tun?*

Ja, was sollte ich nur tun?

An eine kontrollierte Flucht war nicht zu denken. Inckaz hatte keinen Befehl zum Beidrehen erteilt, und sie würde ihn auch nicht erteilen. Die Kommandantin schien ein ähnliches *Verlangen* zu empfinden wie ich selbst und alle anderen in der Zentrale. Nur war es bei ihr viel stärker ausgeprägt.

*Ein Teufelskreis!*

Die Angst lahmt mich. Ich bemannte zwar den Pilotenstand und hätte natürlich aus eigener Entscheidung abdrehen können, doch das wäre mein Todesurteil gewesen. Inckaz hätte sofort bemerkt, dass wir uns von der Wechte entfernen, und zweifellos mich als Nächsten aufs Korn genommen und massakriert.

Es gab nur eine Möglichkeit. Die gefährlichste von allen.

Noch hielten Inckaz' Artgenossen still, noch hatten sie sich in der Gewalt. Aber schon sprang ein Quintane auf, stieß ein völlig unverständliches Gebrüll aus und griff nach seiner Waffe. Die Mimik der Insektoiden war mir noch immer so fremd wie eh und je, doch ich bezweifelte nicht, dass er einfach den Verstand verloren hatte.

Ich musste sofort *handeln*, wollte ich mein Leben und das aller anderen Besatzungsmitglieder retten.

Ich behielt den Kursvektor bei und beschleunigte die FESCO mit allem, was die Maschinen hergaben. Die Schmerzwechte wurde in der holografischen Darstellung rasend schnell größer.

Unmittelbar darauf glaubte ich, einen *Sog* wahrzunehmen, ein genauso seltsames Phänomen, wie die Wechte selbst eins war. Die Anzeigen verrieten mir, dass die FESCO noch immer schneller wurde, unerklärlich schnell. Die Triebwerke allein hätten das Schiff nicht so schnell auf solch eine Geschwindigkeit beschleunigen können.

*Die Anziehungskraft des Schwarzen Lochs ...*

Aber es blieb nicht bei dieser lapidaren physikalischen Wirkung. Das Schiff selbst schien einem unerklärlichen Einfluss ausgesetzt, der es geradezu *verzerrte*. Der Bug schien auseinander gezogen, das Heck gestaucht zu werden. Ich sah es nicht nur in den grafischen Darstellungen, sondern auch mit eigenen Augen. Im einen Teil der

Zentrale schienen die Besatzungsmitglieder so eng zusammengedrängt zu stehen, dass sie sich fast berührten, im entgegengesetzten *entfernten* sie sich voneinander.

Die Zeit schien zu erstarren. Ich sah Inckaz, wie sie einen Motim so mühelos hochhielt, als wäre er ein kleines Kind. Das massive Wesen hatte mit den Armen und Beinen gestampft, hing jetzt aber bewegungslos im Griff der genauso reglosen Kommandantin.

Ich konzentrierte mich auf die Instrumente. Seltsamerweise bemerkte ich nicht die geringste Veränderung des Zeitflusses - falls es überhaupt einen gab. Falls ich mir das alles nicht nur einbildete.

*Kein Wunder*, dachte ich. Ich stand direkt hinter meiner Station, bildete mit ihr praktisch eine zeitliche Einheit. Falls die Zeit in der Zentrale tatsächlich unterschiedlich schnell verlief, bildete ich aufgrund der räumlichen Enge mit meiner Konsole eine temporale Insel im Chaos der Sinneseindrücke.

Der Gravitationssog des Schwarzen Loches - oder der Schmerzwechte oder was auch immer sich dort vor uns befand - verlieh der FESCO die notwendige Geschwindigkeit für ein Überlichtmanöver.

Aber es waren Sekundenbruchteile, die über Erfolg oder Niederlage, Überleben oder Tod entschieden. Würde ich den richtigen Zeitpunkt abpassen? Ein Gedanke zu spät, und die Schmerzwechte würde das Schiff nicht mehr aus ihrem Sog entlassen.

*Wollte* ich ihn überhaupt abpassen? Wäre es nicht viel einfacher, der überwältigenden Sehnsucht nachzugeben und in die Schmerzwechte zu fliegen, einfach alles hinter mir zu lassen, alles Leid und alle Qual, und mich auf diese Weise an der grausamen Inckaz zu rächen? Das zu tun, was ich niemals für möglich gehalten hätte? Sie mitzunehmen in den Tod?

*Nein!* Ich dachte an Tratto und Ascarde, die vielleicht noch irgendwo auf diesem Schiff war, und an Anguela, die bislang mein Leben beschützt und behütet hatte, und mir kam es plötzlich wie eine Sünde vor, all das, wofür ich bislang so verbissen ausgeharrt und gekämpft hatte, einfach wegzwerfen.

*Nein!*

Einen Augenblick bevor die FESCO die Wechte erreichte, bevor sie in die physikalisch inkongruente Zone stürzte und möglicherweise vernichtet wurde, schaltete ich mit letzter psychischer Kraft den Hyperantrieb an. Die FESCO sprang auf Überlichtgeschwindigkeit - und im selben Moment endeten die Phänomene.

Abrupt erlosch der beinahe suggestive Zwang der Schmerzwechte, die Geometrie der Zentrale nahm wieder Dimensionen an, die meine Sinne begreifen und verarbeiten konnten, und die Zeit floss wieder, als hätte sie sich nie verändert.

Kommandantin Inckaz riss die Augen auf und starre den Motim an, der seine Reglosigkeit abschüttelte und sich plötzlich wieder im Griff ihrer Gliedmaßen wand.

Fast verdutzt, als wisse sie nicht, wieso sie ihn wie eine Puppe in die Luft gehoben hatte, ließ sie ihn einfach los. Er prallte hart auf den Boden und blieb wimmernd liegen.

Langsam drehte sie sich zu mir um.

Und nicht nur sie.

Ich hatte den Eindruck, dass sich die Blicke aller Besatzungsmitglieder in der Zentrale auf mich richteten.

Inckaz griff zu ihrer Waffe.

Ich verfluchte mich. Hätte ich doch die andere Wahl getroffen! Hätte ich die Kommandantin und alle anderen doch mit in den Tod genommen!

Ich wusste, was mich nun erwartete.

Die sofortige Exekution wegen Ungehorsam und Insubordination.

Was sollte ohne mich aus Tratto werden? Der schnelle, schmerzlose Tod wäre auch für sie die bessere Alternative gewesen.

Ich schloss mit dem Leben ab.

\*

»Er... er hat uns alle gerettet! Wir danken ihm unser Leben ...«

Ich wusste nicht, wer das gesagt hatte. Meine Sinne waren ausschließlich auf Inckaz konzentriert. Ich sah die Waffe in ihrer Hand und das Funkeln in ihren Augen.

Es war ein anderes Leuchten als gerade eben noch. Keins des Wahnsinns, sondern eins des nackten Zorns. Einer Wut, die sie sehr oft zu einer Tat des Wahnsinns trieb.

Kommandantin Inckaz zögerte. Konnte sie großmütig über meine Insubordination hinwegsehen, ohne das Gesicht zu verlieren? Den Respekt ihrer Brückenbesatzung?

»Ohne ihn wären wir jetzt tot«, sagte Majjak, ihr Stellvertreter.. »Wir haben Glück gehabt. Es ist schon

schlimm genug.«

Er richtete den Blick auf den Boden. Überall lagen Leichen, die meisten verstümmelt. Einige Offiziere warfen sich hin und her, schrien und kreischten jämmerlich, schlügen um sich oder verstümmelten sich selbst. Sie hatten den Verstand verloren und würden ihn niemals zurückbekommen. Sie waren die Nächsten, die sterben würden. Getötet von ihren eigenen Kumpaten, weil sie nutzlos waren, nur noch eine Belastung.

Falls ich nicht vor ihnen starb, weil Inckaz mich in ihrem Zorn einfach erschießen oder zerreißen würde.

Inckaz steckte die Waffe ein und lachte bellend auf. »Glück?«, brüllte sie. »Ihr lebt noch, weil ich erkannt habe, was in dem kleinen Pombaren steckt. Weil ich ihn zum Hilfspiloten gemacht habe!«

Niemand widersprach ihr. Der Blutrausch war von allen abgefallen und schien lediglich tiefer Erschöpfung gewichen zu sein.

Inckaz drehte sich zu mir um. »Nicht wahr, kleiner Pfeifer? Nicht wahr?«

»Ja«, sagte ich. Und pfiff. Ich pfiff um mein Leben. Und ich pfiff gut.

\*

Es war widerwärtig, aber einige der Piraten behandelten mich von diesem Tag an großmütig wie eine Art Freund. Es sprach sich herum wie ein Lauffeuer. Alle wussten, dass lediglich meine Initiative sie gerettet hatte.

Sie trieben keine Scherze mehr mit mir. Schlügen mich nicht mehr, teilten mir keine niedrigen Arbeiten mehr zu, nur um mich zu quälen.

Sogar Deuter kam zu mir und ließ mir seine Gnade zuteil werden. »Ich glaube, wir können auf unsere nächste Sitzung verzichten«, sagte er. »Und vielleicht auch auf die übernächste und die darauf.«

Ich zeigte es ihm nicht, doch meine Erleichterung war überwältigend. Und gleichzeitig schämte ich mich sehr dafür.

Ich hegte nicht den geringsten Zweifel daran, hätte ich etwas gesagt, vielleicht auch nur eine Andeutung fallen lassen, die Piraten der FESCO hätten mich sofort zu einem der Ihren gemacht. Ich spürte die Versuchung, dachte an die Erleichterungen, die mir diese Beförderung bringen würde.

Aber ich vergaß keine Sekunde lang meinen Hass. Dass ich mich in Gefangenschaft befand, die erste sich bietende Gelegenheit nutzen würde, um die Flucht zu ergreifen und die Mannschaft der FESCO ans Messer zu liefern.

Und ich dachte daran, dass all das vielleicht eine Prüfung war, die Anguela mir auferlegte. Dass ich aus alledem vielleicht gestärkt hervorgehen würde, wie ein neuer Pombare, der dann endlich seine wahre Aufgabe, seine wahre Erfüllung finden würde.

Doch der Zweifel nagte weiterhin an mir.

*Anguela, dachte ich, wie kannst du mir so etwas antun? Wie kannst du deine Schutzbefohlenen solchen Qualen, derart schrecklichem Leid aussetzen? Es gibt keine Götter neben dir, und deine Wege sind unergründlich, aber mir kommen sie ungerecht vor. Anguela, wie kannst du nur so grausam sein?*

Die Atempause des etwas geringeren Leids währte nur wenige Tage. Sie endete mit dem Geräusch, mit dem alles begonnen hatte.

Mit einer Alarmsirene.

### *Vergangenheit: Sivkadam*

Als der Alarm erklang, musste ich unwillkürlich an jenen Tag in der AUGENSTERN denken, als die Piraten der FESCO das Schiff geentert hatten.

Dieser Tag hatte eine schreckliche Wende in mein Leben gebracht. Alles, woran ich geglaubt hatte, war mit einem Schlag zerstört, auf den Kopf gestellt worden.

Und auch der Alarm, der nun erklang, würde eine entscheidende Wende bringen, für mich und meine Freundin Tratto. Davon war ich überzeugt, als ich in der grafischen Darstellung der Ortung die Schiffe sah, die unmittelbar vor der FESCO aus dem Hyperraum fielen.

Ich saß wieder hinter meiner Station in der Zentrale, diente als Hilfspilot, als die Ortung erfolgte, weil der richtige Pilot schliefl, wie fast alle Angehörigen der eigentlichen Zentralebesatzung.

Plötzlich tauchten drei Schiffe vor uns auf. Drei tropfenförmige Schiffe, 120, 280 und 500 Meter lang.

Sie waren asymmetrisch oben flach gedrückt, die Tropfenspitze bildete jeweils das Heck. Auf der oberen Abflachung waren gebäudeartige Module aufgefächert. Wie ich genau wusste, war der eigentliche Schiffskörper hingegen praktisch ohne Hohlräume dicht gepackt mit Technik gefüllt.

Ich *kannte* diese Schiffe. Ich hatte all ihre technischen Einzelheiten im Kopf.

Sie griffen auf eine extrem erprobte, wenig störungsanfällige, schlichte Technik zurück. Ihr Antrieb bestand aus Paradim-Pulsatoren, bei denen im Unterlichtbereich permanent aus dem übergeordneten Kontinuum angezapfte, frequenztransformierte, gebündelte und gleichgerichtete Hyperenergie den gravomechanischen Paraschub erzeugte. Die Abstrahlung erfolgte pulsierend mit einer Frequenz von 2345 Hertz. Dieses Prinzip der Direktversorgung und Energieerzeugung war mir schon in den letzten Jahren meiner Ausbildung auf Pombar einfach genial vorgekommen.

Die maximale Beschleunigung der Schiffe betrug 800 Kilometer pro Sekundenquadrat. Wenn sie überlichtschnell flogen, errichteten sie eine Paradim-Nullsphäre, eine Feldblase, die in Verbindung mit dem Paraschub des Paradim-Pulsators einen Direktflug gestattete, den man jederzeit unterbrechen konnte. Diese Technik ermöglichte auch beliebige Kurswechsel.

Inckaz hatte mich nicht umsonst zum Hilfspiloten gemacht. Ich wusste durchaus, was dort vor uns erschienen war.

Die maximale Reichweite der Schiffe betrug ohne einen Austausch der Maschinen 20 Millionen Lichtjahre. Ihr Überlichtfaktor lag bei etwa 45 Millionen. Die gerigstmögliche Hyperraumeintritts- und -austrittsgeschwindigkeit lag bei 35 Prozent des Lichtes.

Ihre Schutzschirme bestanden, aus konventionellen Kraftfeldern und Prallschirmen sowie Paradimfeldern, die unsichtbar waren und Energien auch unsichtbar in den Hyperraum ableiteten. Erst kurz vor Erreichen der Überlastungsgrenze nahmen sie eine tiefblaue, beinahe violette Färbung an.

Ihre Hauptrechner waren mehrfach redundante Positronik-Kerne, die Energieerzeugung besorgten ausgereifte, höchst kompakte Fusionsreaktoren.

Eine Hyperzapfung stand nur im Zusammenhang mit der Direktversorgung für den Paraschub der Sublichttriebwerke und dem Aufbau der Paradim-Nullsphäre zur Verfügung.

Ihre Offensivwaffen waren beeindruckend: Thermo- und Impulsstrahler, Desintegratoren, Paralysatoren. Manche schickten blaue Strahlen aus, bei denen das Licht jedoch nur der Sekundäreffekt der tatsächlich überlichtschnellen Waffenwirkung war. Ihre wirksame Reichweite lag bei zehn Millionen Kilometern, und sie konnten maximal fünf Ziele gleichzeitig ins Visier nehmen, das aber im Sekundentakt.

Hinzu kamen konventionelle Waffen wie Raketen, Raumtorpedos, Marschflugkörper und unbemannte Drohnen mit Fusionssprengladungen bis zu 2000 Gigatonnen.

Ihre Hüllen bestanden aus Trasaan, einer strukturverdichteten Metalllegierung. *Strukturverdichtung* umschrieb hierbei den Effekt einer extremen Kohäsionsverstärkung nach einer hyperenergetischen Aufladung, die dem Material eine besondere Festigkeit und einen Schmelzpunkt verlieh, der bei etwa 30.000 Grad lag.

Ich kannte diese Schiffe.

*Endlich*, dachte ich. *Anguela hat mich nicht vergessen. Es gibt nach Gerechtigkeit in Tradom.*

Es waren Polizeischiffe der Valenter, der allgegenwärtigen Ordnungsmacht des Reiches.

\*

Sie waren in ganz Tradom anzutreffen, ihre Zahl dürfte in die Hunderttausende oder Millionen gehen. Aber es war doch ein geradezu unwahrscheinlicher Zufall, dass sie in dieser riesigen Sterneninsel ausgerechnet auf die FESCO getroffen waren.

Das dachte ich damals.

Wie fürchterlich naiv war ich doch! Ich durchschaute die Zusammenhänge nicht einmal ansatzweise.

Jedenfalls war ich klug genug, keinerlei Meldung zu geben, das Auftauchen der Polizeischiffe nicht zu verkünden. Der Hilfsorter schlief den Schlaf der Gerechten und bemerkte sie nicht, und seine Unterlassung verschaffte mir vielleicht die Sekunden, die ich brauchte. Die alle Sklaven an Bord brauchten.

Hoffte ich damals.

Aber wer weiß schon, was die Zukunft bringt?

*Endlich!*, dachte ich erneut. *Endlich hat unser Leiden ein Ende.*

Schließlich gellte doch ein Alarm durch die FESCO. Keine Ahnung, ob eine Automatik reagiert hatte oder der Hilfsorter aufgewacht war. Alles geschah gleichzeitig. Er schreckte hoch und rief Befehle.

Ich beobachtete auf den Monitoren, wie die Polizeischiffe Angriffsposition einnahmen und das Feuer eröffneten. Die Schutzschirme der FESCO waren automatisch hochgefahren worden, würden dem konzentrierten Beschuss von drei Kampfraumern jedoch nicht lange standhalten.

Im nächsten Augenblick stürmten Prymbos in die Zentrale, Inckaz' Offiziere, gefolgt von Quintanen. Die

Insektoiden packten alle, die erst in letzter Zeit versklavt und an Bord geschafft worden waren. Auch mich.

*Natürlich, dachte ich. Inckaz befürchtet, dass ihre Sklaven sich mit den Truppen des Reiches verbünden und ihr in den Rücken fallen. Sie muss für den Fall eines Angriffs durch Polizeischiffe von vornherein genaue Anweisungen gegeben haben.*

Aber wo war die Kommandantin? Warum war sie nicht hier in der Zentrale, um die Verteidigung der FESCO zu koordinieren?

Erst später wurde mir klar, welches Glück ich gehabt hatte, dass der Angriff zu einem Zeitpunkt erfolgt war, als Inckaz schlief oder sich anderweitig vergnügte. Sie hätte sofort begriffen, dass es keine Rettung für das Piratenschiff gab, und wahrscheinlich befohlen, alle Sklaven zu töten.

Der Quintane trieb mich in den Zellentrakt. Überall um uns herum herrschte hektische Aktivität. Prymbos und Quintanen scheuchten andere Sklaven vor sich her oder gaben Handfeuerwaffen an loyale Besatzungsmitglieder aus. Offenbar bereiteten sie sich darauf vor, die FESCO gegen ein Enterkommando zu verteidigen.

Ein Ruck ging durch das Schiff, ein so heftiger, dass der Quintane und ich den Boden unter den Füßen verloren. Scheppernd fiel die Waffe des Insektoiden auf den Boden. Ich wälzte mich herum, griff danach, doch mein Wächter war schneller. Er versetzte mir einen so harten Schlag, dass mir schwarz vor Augen wurde.

Benommen, wie im Traum, bekam ich mit, wie er mich durch die grauen Gänge zerrte. Ich hörte Rufe, laut gebrüllte Befehle, dann das Fauchen von Waffen, erste Schreie.

Ein Geruch stieg mir in die Nase, der mich an den Angriff auf die AUGENSTERN erinnerte. Der Gestank verkohlten Fleisches.

Ein heftiger Stoß, und ich prallte gegen ein weiches Hindernis, riss es um. Fäuste schlugen auf mich ein, und ich stürzte. Ich spürte schmerzhafte Tritte, rollte mich herum, um den Brustkörper zu schützen.

Dann hörte ich ein hysterisches Kreischen, und ein fürchterliches Gewicht legte sich auf mich und drückte mir den Atem aus den Lungen. Doch es lastete nur einen Augenblick auf mir, dann wich es, und ich bekam wieder Luft.

Ich hob den Kopf. Rote Schlieren ließen mich alles nur sehr undeutlich erkennen. Aber ich spürte weiches Fell auf meiner Haut.

»Du bist es, Tratto ...«, murmelte ich.

Der Quintane hatte mich in eine Zelle geworfen, und ich befand mich nicht allein darin. Der kleine Raum war heillos überfüllt, mindestens ein Dutzend Gefangene drängten sich in ihm.

Tratto zerrte mich in eine Ecke. Die qualvolle Enge machte ihr schwer zu schaffen, doch wie schon so oft sorgte der bloße Anblick ihres massigen, kräftigen Körpers dafür, dass die anderen ihr nicht zu nahe rückten.

Ich richtete mich mühsam auf, schaute zum Gang. Der Quintane, der mich hergeschafft hatte, baute das Energiegitter wieder auf, drehte sich um ... und brach zusammen.

Wo gerade noch sein Kopf gewesen war, wehten grüne Schlieren in der Luft.

*Eine Desintegratorwaffe!,* durchzuckte es mich.

Dann hörte ich schwere Schritte. Ein Trupp E'Valenter in schweren Kampfanzügen stürmte durch den Gang. Einer blieb stehen, überzeugte sich offensichtlich, dass das Energiegitter intakt war, und lief weiter.

Ich verspürte grenzenlose Erleichterung. Jetzt war es endlich vorbei. Mein Martyrium hatte ein Ende. Das Piratenschiff befand sich in der Gewalt reichstreuer Sicherheitskräfte.

Ich wehrte mich nicht gegen die Ohnmacht, die mich umring, hieß sie sogar willkommen.

\*

Als ich erwachte, befand ich mich noch immer in der Zelle. In meinem Kopf pochte ein dumpfer Schmerz, und mein Körper fühlte sich an, als hätte Deuter sich intensiv mit ihm befasst.

Tratto war noch da, hatte meinen Kopf auf ihre massigen Oberschenkel gebettet, doch ansonsten hatte die Zelle sich merklich geleert. Es befanden sich vielleicht noch halb so viele Gefangene wie ursprünglich darin.

»Was ist los?«, fragte ich meine Freundin. »Warum hat man uns nicht schon längst befreit? Warum versorgt man uns nicht?«

Traurig schüttelte sie den Kopf. »Die E'Valenter, die die FESCO geentert haben, scheinen keinerlei Unterschied zwischen Piraten und Sklaven zu machen. Sie führen uns nacheinander aus den Zellen.« Die Besorgnis in ihrer Stimme war nicht zu überhören. »Sei vorsichtig, Ikanema! Wer auch nur den geringsten Widerstand leistet, wird sofort erschossen.«

Ich konnte, ich wollte nicht glauben, was ich gehört hatte. Als kurz darauf ein Valenter kam, um den Nächsten von uns aus der Zelle zu holen, baute ich mich vor dem Energiegitter auf.

»Ich bin Ikanema Two, ein Kind des Landesherrn von Pombar«, sagte ich. »Ich verlange, sofort aus dieser Zelle geholt zu werden. Mein Eiter ist umgehend darüber in Kenntnis zu setzen, dass ich von Piraten entführt, aber gerettet wurde und noch lebe.«

Der E'Valenter sah mich wortlos an. Er senkte das Energiegitter, und ich trat aus der Zelle.

Ich sah den Schlag gar nicht kommen. Ich spürte nur seine gepanzerte Faust in meinem Brustkörper - in meinem *Brustkörper!* - und klappte zusammen. Schmerz floss wie Feuer bis in meine Zehenspitzen und die Haaransätze.

Der E'Valenter stand breitbeinig über mir. Er griff nach seiner Waffe, zögerte dann aber und steckte sie ein. Er bückte sich, packte meine Haare und zerrte mich an ihnen hoch.

Dann spürte ich, wie meine Arme eng an meinen Leib gezwungen wurden. Der Valenter hatte mir ein energetisches Fesselfeld angelegt.

Dieses Feld ließ jedoch zumindest zu, dass ich meine Beine noch benutzen konnte. Der Polizist stieß mich an und trieb mich durch die FESCO.

Die Truppen des Reiches hatten ganze Arbeit geleistet. Überall lagen Leichen. Die Valenter schienen auch bei ihrem Eindringen in das Schiff keine Unterschiede zwischen Piraten und Entführten gemacht und auf alles geschossen zu haben, was sich bewegt hatte.

Durch einen Schleusengang wurde ich an Bord eines der Polizeischiffe geführt. Dort empfingen mich andere E'Valenter und teilten mich einer Gruppe von Gefangenen zu, die dann unter schwerer Bewachung in einen Zellentrakt geführt wurden.

Die Unterschiede zu den Verliesen an Bord der FESCO waren geringfügig. Hier gab es nur Einzelzellen. Sie waren ringförmig um zentrale Überwachungsbereiche gruppiert. Die in der FESCO waren dreckig gewesen, hier herrschte klinische Reinheit.

Sonst hatte sich nichts geändert. Ich war weiterhin ein Gefangener. Wenigstens folterte man mich nicht mehr. Oder noch nicht.

Man brachte mir zweimal am Tag etwas zu essen. Der Wärter sprach nicht mit mir, beachtete mich nicht einmal, wenn ich ihn anflehte, einen Vorgesetzten zu mir zu schicken. Niemand sprach mit mir. Nur die anderen Häftlinge.

\*

In einer der Zellen saß Inckaz. Ich erkannte ihr knarrendes, bösartiges Grollen sofort.

Einen ganzen Tag lang schimpfte sie laut vor sich hin, verfluchte ihre feigen Besatzungsmitglieder, die E'Valenter, die die FESCO aufgebracht hatten, das Reich Tradom und sogar Anguela, weil sie sie jämmerlich im Stich gelassen hatte.

Erst als sie verstummte, konnten die anderen sich unterhalten. »Wohin wird man uns bringen?«, fragte eine ängstliche, verzagte Stimme. Die undurchsichtigen Energiefelder verhinderten, dass ich in eine der anderen Zellen hineinschauen konnte, auch in die direkt gegenüberliegenden.

»Nach Sivkadam«, antwortete eine andere. »Wohin sonst?«

Sivkadam ... die berüchtigte, in ganz Tradom gefürchtete Folterwelt, vor der schon kleine Kinder panische Angst hatten, wenn ihre Lehrer und Erzieher drohten, sie bei Ungehorsamkeit dorthin zu schicken.

Ich wusste so gut wie nichts über diese Welt, nur, dass sie knapp 35.000 Lichtjahre vom Pombar-System entfernt war.

»Dort wird man zweifellos unsere Unschuld feststellen!«, sagte eine andere Stimme, die eines Sklaven, der erst vor kurzem an Bord der FESCO verschleppt worden war.

Das hoffte ich auch. Ich hoffte es geradezu verzweifelt. Es musste doch noch Gerechtigkeit im Reich Tradom geben!

»Und die Piraten werden die gerechte Strafe für ihre Untaten erhalten!« Die Stimme eines anderen Versklavten.

Dann war zuerst einmal nur Gelächter zu hören. Brüllendes, schallendes Gejohle.

»Ihr Träumer«, grölte die Kommandantin. »Wir wurden von den Valentern nicht aufgebracht, weil wir unrecht getan haben, sondern nur deshalb, weil wir nicht die festgesetzten Tribute an das Reich bezahlen konnten!«

Ich glaubte, meinen Ohren nicht zu trauen. *Nein, das kann nicht sein*, dachte ich. *Piraten zahlen Tribute? Das Reich macht gemeinsame Sache mit ihnen?*

Ich stöhnte leise auf. Das musste eine gemeine Lüge sein. Die Kommandantin versuchte nur, ihren ehemaligen Sklaven als letzte Folter noch den Glauben an das Gute in der Qalaxis Tradom zu nehmen.

Aber meine Zweifel blieben und machten mir den Rest des Fluges zur Hölle.

Die Valenter waren beim Entern der FESCO mit beispieloser Brutalität vorgegangen. Ich hatte zahlreiche Leichen von Sklaven gesehen.

Was, wenn Inckaz die Wahrheit gesagt hatte? Was dann?

Und noch etwas machte mir die Seele in der Brust schwer. Nachdem die Kommandantin nun eisern schwieg, riefen wir anderen uns bei den Namen, unter denen wir uns kannten. Wer hatte überlebt, wer war bei dem Angriff gestorben?

Ich hatte keine Freunde unter den Piraten außer einem, und ich rief nach Tratto. Ich flehte Anguela an, sie möge noch leben, und hegte eine wilde Hoffnung, denn es entsprach ihrem Wesen, einfach zu schweigen, wie auch ich bislang geschwiegen hatte.

Aber Tratto antwortete nicht auf meinen Ruf.

\*

Nach einer Woche des furchtbaren Wartens, Bangens und Hoffens im Polizeischiff endete der Flug auf Sivkadam.

Ich bekam von der Folterwelt kaum etwas zu sehen, doch das Wenige, was ich sah, übertraf all meine gequälten Vorstellungen. Ich erlebte dort Grausamkeiten, die die auf dem Piratenschiff trivial erscheinen ließen. So als diene die Folterwelt in erster Linie als abschreckendes Beispiel für die gesamte Galaxis Tradom - eine Funktion, der die Folterknechte mit großer Beflissenheit gerecht wurden.

Ein Sirt nahm mich in Empfang. Sein Biopanzer hatte zwei stämmige Säulenbeine ausgeprägt, auf denen er mir voraus in einen Zellentrakt stampfte. Mit einer Stummelhand bediente er die Fernsteuerung des Fesselfelds, das auch hier all meine Schritte lenkte.

Er sprach kein einziges Wort mit mir, führte mich durch kalte graue Gänge, in denen wir keinem einzigen anderen Wesen begegneten, und sperre mich in eine Einzelzelle.

Nach drei Tagen holte er mich wieder ab und führte mich in einen Verhörraum.

*Jetzt wird sich alles klären, dachte ich. Sie haben mich so lange warten lassen, weil sie auf Pombar Erkundigungen eingezogen haben, und mein Eiter hat meine Angaben bestätigt, und sie werden mich nach Hause schicken, und ...*

Der Sirt stellte mir alle möglichen Fragen, erwähnte Pombar aber kein einziges Mal.

Nachdem das Verhör beendet war, schaffte man mich auf einer Antigravtrage in meine Zelle zurück, und ich schlief fast zwei Tage lang.

\*

Ich hätte noch länger geschlafen, wenn man mich nur gelassen hätte, und selbst nach diesen beiden Tagen gab es keine einzige Stelle an meinem Körper, die nicht schmerzte.

Einerseits überraschte es mich, dass man mich so lange hatte schlafen lassen. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, dass man mich viel früher weckte, um das Verhör fortzusetzen.

Andererseits war ich unendlich dankbar dafür.

Ich konnte kaum gehen, als der Sirt mich erneut abholte. Ob vor Furcht oder Schwäche, das wusste ich nicht, und es spielte auch keine Rolle. Das energetische Fesselfeld zwang mich gnadenlos voran.

Ich wusste nur eins: Nach dem Verhör hatte ich jeden Glauben an eine Gerechtigkeit im Reich Tradom verloren, und ich war fest davon überzeugt, dass ich Sivkadam nie wieder verlassen würde.

Es war mir gleichgültig. Ich wollte nur eins nicht: noch einmal verhört werden.

Doch der Sirt führte mich nicht in den Verhörraum, sondern in eine Art Konferenzsaal, der sogar etwas Komfort in Form von Sitzgruppen bot.

Eine Hand voll Besatzungsmitglieder der FESCO befand sich in dem Raum. Keiner saß, alle standen gespannt da, warteten auf das, was kommen würde. Ich erkannte sie alle. Es waren Entführte wie ich, die die Piraten in ihren Dienst gezwungen hatten. Tratto war nicht darunter.

Keiner sagte etwas, keiner wagte, sich zu rühren. Aber ich sah, dass sie nicht von Fesselfeldern gehalten wurden.

Im nächsten Augenblick spürte ich, wie auch das Feld, das meinen Körper umschmiegte, von mir abfiel, sich einfach auflöste, als hätte es nie existiert.

Der Sirt verließ den Raum wieder, kehrte kurz darauf mit einem weiteren Gefangenen der FESCO zurück, dem Wosliten, den Tratto fast getötet hätte, und dann ... mit Tratto selbst!

Ich wäre am liebsten zu ihr gelaufen, um mich an ihr Fell zu kuscheln, die starken Muskeln ihrer Arme und Beine zu spüren, doch ich wagte mich nicht zu bewegen, genauso wenig wie die anderen.

Wie ich später erfuhr, hatte man sie in einem anderen Zellentrakt eingekerkert.

»Das ist die Letzte«, sagte der Sirt. Seine Worte klangen guttural, aber dafür war nicht der Biopanzer verantwortlich.

Die Silben kamen dem Folterknecht nur schwer über die Lippen. Das, was er uns mitteilen musste, schien er nur höchst widerstrebend sagen zu können, als sei es ihm zutiefst zuwider.

»Ihr seid frei«, fuhr er fort. »Kommandantin Inckaz hat in der Folter gestanden, dass ihr lediglich entführt und von den Piraten versklavt wurdet...« Mit einem Mal klang seine Stimme etwas freundlicher. »Kurz, bevor sie starb ...«

Ich schloss die Augen und atmete tief ein.

Also doch! Es gab Gerechtigkeit im Reich - und uns war sie endlich widerfahren!

Nun würde alles gut werden. Ich würde nach Pombar zurückkehren und meinen...

»Ein E'Valenter wird euch zu einem Polizeischiff geleiten. Folgt ihm! Ihr werdet Sivcadam sofort verlassen.«

Ich war der Erste, der es wagte, das Wort an den Sirt zu wenden, und auch der Einzige. »Wird man uns auf unsere Heimatwelten zurückbringen?«, fragte ich.

Der Sirt sah mich nur an.

Der Blick seiner Augen war nicht zu deuten und gleichzeitig unmissverständlich.

\*

»Wir sind unschuldige Bürger des Reiches!«, flüsterte ich Tratto zu. »Und doch kommandiert man uns wie missliebige Anhängsel auf ein Polizeischiff der Valenter, statt sich anständig um uns zu kümmern.«

Sie antwortete nicht. Ihre Angst war zu groß, als dass sie auch nur ein Wort gesagt hätte.

Der E'Valenter führte uns durch Gänge, die genau wie jene aussahen, durch die der Sirt mich in meine Zelle geschleift hatte. Doch im Gegensatz zu meinem ersten Gang auf Sivcadam kam es bei meinem letzten zu einer Begegnung, die mir weniger wie eine Ironie des Schicksals denn wie ausgleichende Gerechtigkeit erschien.

Uns kam ein Trupp Valenter entgegen, der einen Gefangenen mit sich führte. Auch ihm ließ ein energetisches Fesselfeld nur die beschränkte Bewegungsfreiheit, die die Valenter ihm zugestehen wollten.

Ich erkannte ihn sofort. Es war Deuter, der *spitzfindige Dichterling*.

Deuter war nicht dumm. Reimer, Deutler oder wie auch immer er sich nannte - er erkannte, dass wir keine Gefangenen mehr waren, sondern in die Freiheit geführt wurden.

»Pfeifer!«, rief er, während die Valenter ihn im Stechschritt mit sich zerrten. »Pfeifer! Erinnere dich an mich! Ich habe dir kein Haar gekrümmkt! Ich habe mich für dich eingesetzt! Ich habe dein Überleben gesichert! Ich habe dich nicht getötet! Ich habe dir nichts getan! Jetzt setz dich für mich ein! Tu etwas für mich, Pfeifer! Vergelte mir meine hoch stehende moralisch-ethische Einstellung!«

Ich würdigte ihn keines Blickes. *Du hast mir Qualen bereitet wie kaum ein anderer*, dachte ich. *Du hast dich hinter deiner Anonymität versteckt, wolltest mich brechen. Es ist dir nicht gelungen. Ja, ich tue etwas für dich, Deuter. Dasselbe, was du für mich getan hast. Du hast mir nichts getan, und ich tue nichts für dich.*

Ich ging weiter, sah starr geradeaus. Deuter konnte sich in seinem Fesselfeld wenden, soviel er wollte, er konnte nur noch meinen Rücken sehen.

Nicht mehr mein Brustgesicht. Und den Ausdruck der tiefsten Zufriedenheit darauf, so moralisch-ethisch verwerflich sie auch sein mochte. Eines nackten Gefühls, weit entfernt von seinem erhobenen Zeigefinger und hochrabendem Geschwafel, das nur ein Ausdruck der Verachtung für sämtliche Mitwesen war.

Des Gefühls der Genugtuung. Auch wenn es womöglich negativ war, vielleicht sogar *schlecht*. Aber es erfüllte mich mit tiefster Befriedigung, dass Deuter der Deutler hier auf Sivcadam seinen Lehrmeister finden würde, der ihm an Kunstfertigkeit tausendfach überlegen war.

Ich tat für ihn, was er für mich getan hatte.

Er hatte mir nichts getan. Ich tat nichts für ihn.

Ich ging einfach weiter.

*Ich bin Ikanema Two*, dachte ich.

Und pfiff so laut, wie ich noch nie zuvor gepfiffen hätte.

#### *Vergangenheit: Aeusen XIV*

»Ich bin der designierte Landesherr von Pombar!«, sagte ich. »Das werden die E'Valenter noch bereuen!« Tratto schüttelte traurig den Kopf. »Dein Schicksal ist ihnen herzlich gleichgültig. Pombar bedeutet ihnen

nicht das Geringste. Allein schon der Gedanke, sie würden dir eine Passage zurück nach Pombar verschaffen...« Sie verstummte.

Aber sie hatte Recht. Mir war mittlerweile klar geworden, dass diese Vorstellung schon an Naivität grenzte.

Die Polizisten des Reiches hatten uns Kabinen zugewiesen, die wir nicht verlassen durften. Immerhin boten sie einen gewissen Komfort, und wir bekamen auch ausreichend zu essen.

Und wir konnten einige Holos aufrufen.

Eins zeigte den Planeten, auf dem die E'Valenter uns absetzen würden. Sie hatten es uns ganz lapidar mitgeteilt und sich danach auf keine Diskussion eingelassen.

Aeusen XIV.

Ich hatte nie zuvor von dieser Welt gehört.

Auf dem Holo kam sie mir trist vor. Zwei schmutzig braune Kontinente schienen in einem schmutzig grauen Meer zu treiben. Ich konnte einige größere Städte ausmachen, mehr aber auch nicht. Weitere Informationen standen uns nicht zur Verfügung.

Ich wandte den Blick von dem Planeten ab, über dem das Polizeischiff schwebte, und musterte Tratte.

Ich freute mich wirklich, dass wir uns wieder gefunden hatten. Sie war hysterisch wie eh und je, und manchmal konnte ich ihre Anwesenheit nur schwer ertragen, aber sie war eben meine Freundin.

Die einzige, die ich hatte.

Auch wenn sie mir etwas verschwieg.

Ich kannte sie nun seit über zwei Jahren, und die Geburt, von der sie ständig sprach, schien nicht einmal ansatzweise bevorzustehen.

Sie hütete irgendein Geheimnis, dessen war ich mir mittlerweile sicher. Und das hatte nichts mit der angeblichen Schwangerschaft zu tun, sondern musste mit etwas anderem zusammenhängen.

Aber womit?

Auf dem Holo fielen plötzlich zehn weitere Polizeischiffe über dem Planeten Aeusen XIV aus dem Hyperraum, und gleichzeitig wurde die Kabinetür geöffnet.

»Es ist so weit«, sagte der E'Valenter, der uns hier an Bord betreut hatte. »Wir setzen euch jetzt mit einem Beiboot auf Aeusen XIV ab.«

»Wieso hat sich eine Flotte von elf Polizeischiffen über dem Planeten versammelt?«, fragte ich ihn.

Er antwortete mir nicht.

Ich hatte auch nicht damit gerechnet. Mittlerweile hatte ich erkannt, dass die Ordnungskräfte des Reiches eins mit jedweden Folterknechten gemeinsam hatten: Wissen war Macht, und sie teilten ihre Macht mit niemandem.

\*

Aeusen XIV war nicht nur trist, sondern auch kalt. Beim Landeanflug hatte ich gesehen, dass die Kontinente größtenteils von kargen Tundren überzogen wurden.

Die E'Valenter hatten uns am Rand einer weitläufigen Millionenstadt abgesetzt, die sich harmonisch in die Landschaft einfügte. Der Planet war nur schwach besiedelt, hier herrschte kein Platzmangel, und die Häuser waren niedrig und gedrungen. Auf Aeusen XIV musste man nicht in die Höhe, hier konnte man in die Breite bauen. Beherrscht wurde die Stadt offensichtlich von einem schwer befestigten Fort, das sich hoch über die anderen Bauten erhob.

Das Beiboot startete sofort wieder, nachdem die Valenter uns ausgeschleust hatten. Es war unglaublich... Sie hatten uns auf irgendeinem Planeten abgesetzt, ohne jegliche finanzielle Mittel, in der Nähe einer fremdartigen Millionenstadt, in der wir niemanden kannten ... und in der uns niemand auch nur den Hauch einer Beachtung schenkte. Die Straßen waren leer. Kein einziger Einheimischer ließ sich blicken.

Mich beschlich ein ungutes Gefühl. »Hier stimmt etwas nicht«, sagte ich und zeigte auf seltsame Gebilde, die die Bewohner von Aeusen XIV an der Stadtgrenze errichtet hatten. »Sind das etwa Barrikaden und Schießstände?«

»Wozu sollten die Aeusener solche Barrieren und Sperren errichten?«, fragte Tratte. »Haben sie Feinde auf ihrer eigenen Welt?«

Ich kam nicht mehr dazu, diese Frage zu beantworten oder auch nur über sie nachzudenken.

Ein lautes Donnern grollte heran, Wind kam auf. Ich hob den Kopf und erstarrte.

Vom Himmel herab fiel, genau auf das Zentrum der Stadt zu, eins der elf Polizeischiffe der Valenter. Und dann ... dann spien alle Geschütze des riesigen Raumers plötzlich Feuer!

*Welch unglaubliche, perfide Verachtung!, dachte ich entrückt, als wäre mein Leben nicht in unmittelbarer Gefahr. Die Valenter haben uns abgesetzt und damit ihre Pflicht getan, und es kümmert sie nicht, dass sie die*

*gerade Entlassenen im nächsten Zug vielleicht schon wieder töten...!*

Ein weiteres Schiff senkte sich aus dem Himmel und nahm den Stadtrand unter Beschuss. Von einer Sekunde zur anderen brach nacktes Chaos aus. Häuser wurden eingeäschert oder fingen Feuer, eine Druckwelle raste über noch erhaltene Gebäude hinweg und riss uns von den Beinen, ein weiterer Feuerstoß aus den Schiffskanonen verfehlte nur knapp unsere kleine Gruppe.

Die beiden Schiffe verharrten dicht über der Stadt, und aus den Schleusen regneten zu Tausenden E'Valenter in Schutzanzügen herab.

Dann geschah das Unfassbare: Aus den Unterständen der Stadtbewohner wurde das Feuer *erwidert*. Ziel des Beschusses waren die landenden Valenter.

*O nein!*, dachte ich entsetzt. *Die Bewohner von Aeusen XIV sind Feinde des Reiches Tradom!*

*Revolutionäre! Es müssen Revolutionäre sein!*

Und die Strafexpedition der E'Valenter würde nicht die geringste Rücksicht darauf nehmen, dass wir völlig unschuldig waren und ihre Kameraden uns gerade erst auf dieser Welt abgesetzt hatten!

*Epilog: Jankar  
22. November 1311 NGZ*

Aus irgendeinem Grund nagte die Besorgnis fast unerträglich an Perry Rhodans Nerven. Die LE-KR-01 mit Gucky und den Katsugos an Bord hatte sich noch immer nicht gemeldet.

*Du benimmst dich völlig unvernünftig*, dachte er. *Der Mausbiber hat fast dreitausend Jahre lang bewiesen, dass er gut auf sich aufpassen kann.*

Dennoch wartete der Terraner mit wachsender Ungeduld auf ein Lebenszeichen der PHÖNIX. Nur mühsam gelang es ihm, sich auf das Tagesgeschäft zu konzentrieren. Wenn man Humphrey »Blue« Parrots Worten Glauben schenken konnte, zeichneten sich die nächsten Ziele der Expedition bereits ab.

»Fast genau auf der Virginox gegenüberliegenden Seite der Riesengalaxis Tradom, rund 185.000 Lichtjahre entfernt«, sagte der dürre, fast ausgezehrte wirkende Chefwissenschaftler der LEIF ERIKSSON, »haben unsere Astronomen bekanntlich ein heftig strahlendes, energetisches Phänomen entdeckt. Meine erste Vermutung hat sich mittlerweile fast zur Gewissheit verstärkt.«

Er verzog das schmale Gesicht mit der langen, geraden Nase, dem verkniffenen, dünnlippigen Mund und den tiefen Falten, die von den Mund- und Nasenwinkeln ausgingen. Offensichtlich hatte jemand es gewagt, seine Genialität in Zweifel zu ziehen.

»Dieses Objekt könnte nach allem, was wir wissen«, fuhr er triumphierend fort, »mit einem PULS identisch sein.«

*Ein PULS*, dachte Rhodan. *Wie der Kessel von DaGlausch. Ein blinder Fleck im Universum, in dem keinerlei Virtuelle Materie entstehen kann. Diese Absoluten Vakua sind die einzigen Zonen im Universum, auf die weder die Mächte der Ordnung noch die des Chaos Zugriff haben. Die Kosmokraten und offensichtlich auch die Chaotarchen können den PULS weder betreten noch irgendeine Macht in ihm ausüben. Ein extrauniversales Gebiet, in denen das GESETZ keine Gültigkeit hat und das auch von Kosmonukleotiden wie DORIFER nicht beeinflusst werden kann ...*

»Dort befindet sich das Zentrum dieses fürchterlichen, negativen Thoregon, in dem wir gestrandet sind«, fuhr der Chefwissenschaftler fort. »Wenn wir das Rätsel des Sternfensters lösen wollen, bietet es sich an, zuerst dort nach Hinweisen zu suchen.«

»Das sehe ich auch so«, sagte Rhodan und sah sich in dem Besprechungsraum neben der Zentrale der LEIF ERIKSSON um.

Ascaria Vivo war per Transmitter von der KARRIBO gekommen, und außer Humphrey Parrot und seinem Assistenten, dem Olympgeborenen Sackx Prakma, war von der Schiffsleitung noch Kommandantin Pearl TenWafer anwesend. Roxo Quatron komplettierte die Runde als Vertreter der Jankaron.

Vor der Epsalerin bildete sich ein Hologramm. Sie vergrößerte es.

»Entschuldigung«, sagte sie, »aber soeben trifft eine Nachricht aus dem Sektor Roanna ein.«

Rhodan zog die Brauen hoch. In diesem Sektor befand sich das Sternfenster, und die LEIF ERIKSSON hatte dort insgesamt sechs Space-Jets zurückgelassen, die die Ereignisse überwachen und etwaige Veränderungen sofort melden sollten.

Er verzichtete auf die Frage, ob die Nachricht wichtig sei. Das bewies allein schon die Tatsache, dass sie der Kommandantin während einer Konferenz zugestellt wurde.

»Am Sternenfenster sind soeben vier Spezialschiffe des Reiches Tradom aufgetaucht«, sagte TenWafer. »Aber sieh selbst! Es liegt ein Bilddokument vor.«

Sie hob die Abschirmung des Holos auf, so dass es von allen Seiten betrachtet werden konnte.

Die Spione der LEIF ERIKSSON hatten Aufnahmen von Katamaren eingefangen, deren rechter Zeppelinkörper gegen eine 3610 Meter lange, 1130 Meter durchmessende, geometrisch exakte Zylinderhälfte ausgetauscht worden war. Sie näherten sich den Gigantstationen, die die Eckpunkte des Sternenfensters bildeten.

Nicht nur Rhodan, sondern auch Blue Parrot beugte sich auf seinem Sessel vor. »Die Zylinder sind längs durchgeschnitten«, murmelte der Wissenschaftler, »ihr Querschnitt ist also halbkreisförmig ...«

»Was folgerst du daraus?«, fragte der Resident.

»Der Zeppelinkörper dient hier anscheinend als eine Art Träger. Das Zylindermodul hingegen könnte eine Art Werkstatt darstellen, ein mobiles Reparaturzentrum ...«

Rhodan nickte. Auch er fühlte sich frappant an einen *Tender* erinnert, wie er zur Wartung und Reparatur terrani-scher Großraumschiffe benutzt wurde.

Im nächsten Augenblick entstofflichten sich die Spezialschiffe. Sie schienen sich langsam aufzulösen, waren in dem Holo nur noch wie Schemen zu erkennen, nicht aber wie Objekte des vierdimensionalen Kontinuums.

»Genau wie bei den Gigantstationen auf unserer Seite des Sternenfensters«, murmelte Rhodan.

Dann geschah genau das, was er befürchtet hatte: Die nun halbmateriellen Spezialschiffe drangen in die Stationen ein!

»Wenn es sich tatsächlich um Wartungsschiffe handelt«, sagte der Wissenschaftler, »haben sie logischerweise den Auftrag, das Sternenfenster wieder passierbar zu machen.«

Rhodan nickte ernst. »Und sobald ihnen das gelungen ist, werden die 22.000 Katamare, die am Sternenfenster warten, in die Milchstraße fliegen. Dann dürfte Terra am Ende sein.« Er sah Ascari da Vivo an. »Und Arkon ebenfalls.«

Die schöne Arkonidin nickte verkniffen.

»Die Expedition der LEIF ERIKSSON und der KARRIBO steht also unter gewaltigem Zeitdruck«, fuhr der Resident fort. »Wir sollten umgehend unsere gemeinsame Taktik für die kommenden Aktionen absprechen und dann sofort handeln, Admiralin.«

»Das sehe ich genauso.«

»Ich schlage vor, dass du dich um die weitere Befestigung des Stützpunktes Jankar kümmерst. Für den Fall der Inspektion des Sternhaufens Virginox durch Katamare werden wir auf bestens funktionierende Verstecke bitter angewiesen sein.«

»Und du, Rhodan?«

»Ich mache mich derweil mit der LEIF ERIKSSON auf die Suche nach der LE-KR-01.«

Ascari da Vivo lachte hell auf. Rhodan sah sie fragend an.

»Das kann doch nicht dein Ernst sein, Resident«, sagte die Arkonidin energisch.

## E N D E

*Anhand der Lebensgeschichte von Ikanema Two lässt sich leicht erkennen, dass in der Galaxis Tradom alles andere als paradiesische Zustände herrschen: Brutale Unterdrückung und Willkür prägen das Bild.*

*Wie der Landesherr von Pombar mit dieser Situation fertig wird und wie er die Entscheidung über sein weiteres Leben fällt, das erzählt Uwe Anton im zweiten Teil seines Doppelbandes. Der Roman erscheint in der nächsten Woche unter folgendem Titel:*

### **GEFANGEN IN DER ZITADELLE**